

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Seite 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kieberger in Speyer, 2. 19. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Ledmeister in Landstuhl, H. Dörner in Kaiserlautern, St. Kast in Eberstadt, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 6. Febr. Septuagesima.
Mont., 7. Romuald, Abt.
Dinst., 8. Johannes v. Nepes, Del.
Mittw., 9. Titus, Bisch.
Donnerst., 10. Scholastica, Jungf.
Freit., 11. Gebet Jesu am Ölberg.
Samst., 12. Dorothea, Jungf. u. M.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 6. Februar 1887.

Martertod von 100 Christl. Negern in Afrika.

Nachdem bereits vor einiger Zeit die betäubende Nachricht von der Ermordung einer größeren Anzahl Negerchristen im äquatorialen Afrika als kurze Notiz durch die Zeitungen gelaufen, erhalten wir jetzt einen ausführlicheren Bericht darüber aus der Feder des P. Courdel, jenes unermüdblichen Missionärs, welcher bereits seit zehn Jahren an der Befehrung der afrikanischen Neger arbeitet. Derselbe schrieb folgenden Brief an seinen Obern:

St. Maria von Nubaga, 25. Juni 1886.

Sehr verehrungswürdiger, vielgeliebter Vater Superior!

Wir brauchen von nun an die anderen Missionen um nichts mehr zu beneiden: auch Uganda hat jetzt seine Märtyrer. Es herrscht allhier eine wahre Christenverfolgung. Zwanzig unserer Neubekehrten, und zwar gerade die besten und einflussreichsten wurden soeben theils verbrannt, theils massakriert und in Stücke zerhauen — einzig und allein deswegen, weil sie der Religion Jesu Christi anhängen. Andere wurden mit Stockschlägen traktiert, wieder Andere sind noch eingesperrt und gefesselt und müssen sich jeden Tag den ausgesuchtesten Qualen unterziehen, welche die dämonische Erfindungsgabe ihrer grausamen Peiniger zu erfinnen vermag.

Auf die übrigen Neubekehrten und Katechumenen wird Jagd gemacht wie auf Rothwild, und dieselben wissen kaum, wo sie sich verbergen sollen. Jede Nacht empfangen mehrere von ihnen das hl. Sakrament der Firmung, denn bis jetzt ist es uns Missionären noch nicht unmöglich gemacht, mit den Eingeborenen zu verkehren. Einmal glaubten wir allerdings den Zeitpunkt gekommen, daß auch wir die herrliche Schaar der Märtyrer dürften vergrößern helfen; doch hielt uns der Herr, so denke ich mir, noch nicht für würdig genug, die Siegespalme zu erlangen. Der Satan hat vorherhand noch keine Gewalt über uns bekommen; er durfte bloß an jene rühren, welchen wir den hl. Glauben ins Herz gepflanzt haben. Wie dem auch sei, Monseigneur Vivinhac (der apostolische Vicar von Nyanga) wird mit P. Giraud nach Bukumbi aufbrechen. Unser drei bleiben hier, um die christlichen Neger zu ermutigen und bei diesen schrecklichen Kämpfen zu stärken.

Späterhin werde ich bemüht sein, die verschiedenen Arten unserer Märtyrer zu sammeln. Bis jetzt konnte ich nur wenige Einzelheiten erfahren; denn die Augen-

zeugen dieser blutigen Vorgänge konnten uns bislang noch keine genauen mündlichen Mittheilungen machen.

Ein Hauptgrund der ganzen Verfolgung ist der, daß der König sieht, wie allmählich unser christlicher Gottesdienst den heidnischen Aberglauben verdrängt. Die Gelegenheit, den offenen Kampf gegen das Christenthum zu beginnen, bot dem König folgender Vorfall:

Ein junger Page, Namens Denhs Sebugna, wurde von dem Könige in eigener Person angetroffen in dem Augenblicke, als er eben einem Kameraden Unterricht im Katechismus erteilte. Der König erfaßte sein Schwert und stieß den Page auf der Stelle nieder; dann ließ er seinen Minister kommen und befahl ihm, alle Christen massakriren zu lassen. Daraufhin wurden alle Thüren des königlichen Palastes geschlossen, und des andern Tages wurden sämtliche Page vor den König geführt. Muanga, der König, sagte nun: „Alle jene, welche beten, wie die Weißen beten, sollen auf diese Seite treten!“ Sofort stellte sich der Oberaufseher derselben, Luanga mit Namen, auf die bezeichnete Stelle; dergleichen gesellten sich sämtliche christlichen Page zu ihm und bildeten einen Kranz um ihn herum. Der König ließ sie nun alle zusammen knebeln und einige Tage darauf die meisten von ihnen auf dem Berge Mamugongo lebendig verbrennen; die übrigen wurden in Stücke gehauen und anderweit getödtet.

Genehmigen Sie 2c.

gezeichnet: Simeon Courdel,
Missionär von Algier.

Außer diesem Briefe gelangte noch ein weiterer, dat. 31. Juli 1886, an die Propaganda in Rom seitens des genannten apostol. Vicars, Mons. Vivinhac, welcher obige Angaben nicht nur bestätigt, sondern noch weiter sagt:

„Nach den Berichten der Bugandas beträgt die Zahl der Hingemordeten mehr als hundert, jedoch konnten wir bis jetzt nur von 22 Märtyrern die Namen erfahren. Die Seelenstärke, welche dieselben beweisen inmitten all der schrecklichen Qualen, machte die Heiden — wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums — glauben, daß wir einen geheimnißvollen Zaubervant (philtre) hätten, welcher die Torturen süß und den Tod verächtlich mache.“

Was wird die nächste Folge dieser Verfolgung sein? Menschlich gesprochen, wird die Kirche von Uganda schon in ihrer Wiege ausgerottet; denn der König Muanga hat erklärt, er wolle alle Christen in seinem Reiche vertilgen.

Das wird ihm nicht schwer sein. — Ich aber hoffe, daß hier wie an anderen Orten das Blut der Märtyrer ein Same neuer Christen sein wird, und ich bin ganz voll Vertrauen, ja ich danke Gott, daß er sich gewürdigt hat, unsere Christen sich als die ersten Blutzengen unter den Negern auszuwählen.“ —

Wir aber wollen jene wackeren Missionäre und jene armen Neger in unser Gebet einschließen.

(Nach dem „Moniteur de Rome“).

R.

Drei Fragen aus dem Wahl-Katechismus für Centrumsleute.

1. Was ist die Centrums-Fraktion?

Antwort: Die Centrums-Fraktion ist ein Theil (Fraktion) der Abgeordneten im preussischen Landtage und im deutschen Reichstage.

2. Welche Abgeordneten gehören zur Centrums-Fraktion?

Zur Centrums-Fraktion gehören nur solche Abgeordnete, welche die ewigen Grundsätze des Christenthums und der Kirche nach Maßgabe und auf Grund der Verfassung des preussischen Staates und des deutschen Reiches zur unüberäußerlichen Richtschnur ihres politischen Wirkens, d. h. ihrer Mitwirkung an der Landesgesetzgebung machen.

3. Welches sind die leitenden Grundsätze der Centrums-Fraktion?

Dieselben lassen sich auf zwei Grundsätze zurückführen. Die Centrums-Fraktion will:

- 1) daß der Staat christlich sei, d. h. daß Religion und Sittlichkeit die Grundlage des öffentlichen Lebens in Staat und Gesellschaft seien;
- 2) daß der Staat gerecht sei, d. h. Jedem gebe, was ihm von Gott und Rechts wegen gehört; daß er den Einzelnen, die Familie, die Gemeinde, die Provinzen und alle den Staat bildenden und in ihm bestehenden Ordnungen in ihren natürlichen und christlichen Rechten und Freiheiten, in ihrem materiellen und sittlichen Wohle achte, schütze und fördere.

Wer diesen Grundsätzen huldigt, kann bei der Reichstagswahl nur einem Candidaten der Centrumsparthei seine Stimme geben.

Die katholische Lehrgesellschaft in Rom.

Nach dem Jahresbericht ist diese neue Ordensgesellschaft zu Rom, nachdem sie 3 Jahre lang nur privaten Charakter hatte, durch den Cardinalvicar Barocchi approbirt worden.

Im April dieses Jahres ist eine neue Stufe von Mitgliedern im Collegium zu Rom errichtet worden, nämlich die der Oblaten, so daß das Haus nunmehr aus Professoren, Novizen, Oblaten und Candidaten zusammengesetzt ist, die jedesmal wieder Aleriter (Studierende) und Laienbrüder umfaßt. Die Oblaten bilden eine Vorstufe zum Noviziat, indem sie in einer eigens für sie bestimmte Abtheilung des Hauses hauptsächlich dem Studium obliegen, jedoch schon das Ordenskleid tragen, mit dem ganzen Hause unter derselben Regel leben und gemeinschaftliches Leben führen.

In Hinsicht der Nationalität der Mitglieder, deren Zahl jetzt auf 85 gestiegen ist, ist besonders hervorzuheben, daß in diesem Jahre das italienische Element an den deutschen Kern der Gesellschaft sich stark angeschlossen hat. Das Fest des hl. Franziskus von Assisi führte der Gesellschaft 19 Italiener zu und im Laufe der Zeit wurden noch mehrere aufgenommen, wodurch das Werk in seinen eigentlichen Charakter mehr übergeht, nämlich aus allen Nationen Kräfte zu sammeln, und sie zu apostolischen Ordensleuten auszubilden. Es mag Manchen interessiren,

zu wissen, wie die Mitglieder auf die verschiedenen Diöcesen sich vertheilen. Daher folgt hier eine Zusammenstellung: Diöcese Prag 1, Budweis 1, Breslau 3, Paderborn 3, Freiburg 4, München 3, Regensburg 2, Augsburg 2, Würzburg 3, Bamberg 4, Leitmeritz 1, Köln 12, Ermeland 1, Rottenburg 1, Limburg 7, Brescia 1, Tirol 3, Benevent 26, Ariago 1, Avellino 3, Girgenti 2, Krakau 1.

Wir empfehlen diese junge aufblühende Gesellschaft dringendst dem Wohlwollen der Leser, da dieselbe auf die Liebesgaben der Katholiken angewiesen ist, welche man „an die Generaldirection der kath. Lehrgesellschaft in Rom“, oder an die Expedition des „Missionär“ in Simbach (Böhmen), oder in Braunau am Inn (Oberösterreich) zu richten hätte.

* Zwölfter Jahresbericht der deutschen National-Stiftung von Santo campo zu Rom für das Jahr 1886.

I. Der Verwaltungsrath.

Der Verwaltungsrath, dessen erster Sitzung dieses Jahres der neue Cardinal-Protector, Sr. Eminenz Cardinal Melchers, persönlich präsidirte, verlor durch den Tod des P. Steiner, Beichtvaters in St. Peter, am 2. März eines seiner eifrigsten Mitglieder; an seiner Stelle wurde Herr Becker gewählt. — Mit umsichtiger Sorgfalt ist der Verwaltungsrath bestrebt gewesen, die Interessen der Stiftung zu fördern, wobei er ebenso bei seiner Eminenz, dem Cardinal-Protector, wie bei Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen Paar, Botschafter Seiner K. und K. Apost. Majestät, des Allerhöchsten Protector's unserer Nationalstiftung, die entgegenkommendste Unterstützung fand. Zumal in Sachen der Expropriation der Filialkirche von St. Elisabeth durch das Römische Municipium behufs Erweiterung der Strasse hat die Hohe Botschaft Alles gethan, was in ihren Kräften stand, zunächst um die Zerstörung dieser alten deutschen Stiftung zu verhüten, dann, um wenigstens eine voll entsprechende Vergütung zu erzielen, und es drängt uns, dafür hiemit öffentlich im Namen des Verwaltungsrathes den gebührenden Dank auszusprechen. — Als theilweiser Ersatz für den Verlust der Kirche von Sanct Elisabeth und des anstoßenden Gebäudes wurde am Petersplatze neben der Kirche des hl. Michael, der uralten Stiftung der Friesen, ein großes Haus gekauft und somit auf ehemals deutschem Boden wieder ein nationales Besitzthum erworben, das, wie wir hoffen, für die Zukunft die Pflanzstätte reichen Segens werden wird.

II. Das Priester-Collegium.

Zu Beginn des neuen Studienjahres zählte das Collegium sechs Kaplanen aus fünf verschiedenen Diöcesen. Für Herrn Schwarz, der im Sommer nach dreijährigen Forschungen im vatikanischen Archiv ausschied, und für Herrn van Arssen, dessen Promotion zum Doktor beider Rechte festlich begangen wurde, traten Herr Unkel aus der Erzdiöcese Köln Mitte Juli zu geschichtlichen Studien und im Herbst zu kunsthistorischen Arbeiten Herr Swoboda aus der Erzdiöcese Wien ein. In den Wintermonaten kamen als liebe Hausgenossen die Herren Professor Dr. Rohling aus Prag und Chordirector Haberl aus Regensburg hinzu. Herr Dr. Ghes, früher Kaplan in Campo santo, lehrte im Oktober zur Ergänzung seiner archivalischen Forschungen auf einige Wochen nach Rom und in das Colleg zurück; seit November haben Herr Dr. Finke aus Münster zur Fortsetzung des Westfälischen Urkundenbuchs und Herr Kaplan Mohr aus der Diöcese Trier zu archäologischen Arbeiten Wohnung in Campo santo genommen. — Am Charismstag wurde Herr Müller aus Köln, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit den Winter über im Collegium Aufnahme gefunden hatte, zum Priester geweiht; die gleiche Freude wurde uns am Dreifaltigkeitssonntage zu Theil, wo Herr Broom aus der

Diöcese Utrecht, der bereits im vorigen Jahre unserem Preise angehört hatte, seine erste hl. Messe las. — Die Geistlichen Übungen in den Tagen vor Weihnachten leitete der Hochw. P. Dr. Rösler aus der Congregation des heiligsten Erlösers; am heiligen Abend beschenkte das Christkindlein unter einem prächtigen Weihnachtsbaum und bei deutschen Weihnachtsliedern uns mit seinen Geschenken.

Die Bibliothek des Collegiums wurde durch Ankäufe, zu welchen der Görres-Verein auch in diesem Jahre 500 Mark zur Verfügung zu stellen die Güte hatte, bedeutend vermehrt. Zudem sandten die Verlagshandlungen von Herder und Busset uns gratis ihre Novitäten, soweit sie für das Collegium von Nutzen sein konnten; katholische Autoren schenkten uns Freiemplare ihrer Werke. Vom Hochsel. Erzbischof Orbin und dem Hochw. Domkapitel zu Freiburg erhielten wir 130 Mark, von Herrn Hüffer in Rom wiederum 100 Fr. zur Anschaffung neuer Bücher. Herr Domkapitular Tibus und Herr Domvikar Pohl aus Frauenburg sandten uns eine Anzahl von Werken zur Geschichte der Diöcesen Münster und Ermland. — Da bis zum Sommer der neue große Saal für den historischen Theil der Bibliothek fertig gestellt und entsprechend ausgemalt worden war, so wurden nunmehr die geschichtlichen Werke dorthin übertragen, und durch Herrn Kaplan Unkel die Anfertigung des Catalogs in Angriff genommen.

Das Museum christlicher Alterthümer erhielt in mannichfacher Beziehung ansehnliche Bereicherungen. Unter anderem schenkte Herr Professor Armellini einen Grabstein aus den Katakomben, Herr Prof. und geistl. Rath Dr. Neuf aus Trier sandte den Abguss eines Reliefs vom Grabe des hl. Paulinus. Besonders machte sich Herr Kaplan Wilpert verdient, indem er bei den Antiquaren mit emsigem Fleiße altchristlichen Monumenten nachspürte und so unserer Sammlung manch werthvolles Stück hinzufügen konnte.

(Schluß folgt.)

Ein gebildeter Verbrecher.

Criminalfall aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Am 14. Juli des Jahres 1802 heirathete Gilbert de Vermont, ein lebenswürdiger junger Edelmann, die reizende Marion de Martigny. Die Hochzeit wurde in dem alten Feudalschlosse der Martigny's gefeiert und das junge Paar verweilte aus Rücksicht auf die Eltern Marion's, welche sich von dem einzigen Kinde nur schwer trennen konnten, noch 14 Tage bei denselben, um dann Vermont's prächtiges, an der Marne gelegenes Gut zu beziehen. Dort wurde sogleich ein großes ländliches Fest veranstaltet, welches dem jungen Gatten als die geeignetste Gelegenheit erschien, seine Gemahlin dem Bekannten- und Freundeskreise vorzustellen. Es gelang derselben auch bald, Aller Herzen zu gewinnen. Vermont's Glück wurde dadurch noch erhöht, während seine strahlenden Blicke Marion's Herz ebenfalls mit unaussprechlicher Seligkeit erfüllten. Ach, nur zu bald sollte ebenso unsägliches Weh folgen.

Bierzehn Tage vergingen dem jungen Paare im Rausche der Freude. Die Nachbarschaft hatte Gegeneinladungen erlassen, eine Festlichkeit folgte der andern, so daß den Beiden nur wenige Stunden ungestörten Alleinseins vergönnt waren. Eines Abends kehrten sie wieder von einer ihnen zu Ehren veranstalteten Reunion zurück. Sie sahen abgespannt und ermüdet aus, und Gilbert meinte: „Eine derartige Kette von Festen erfordert doch einen gehörigen Aufwand von Kräften, mich verlangt wirklich nach Ruhe.“ — „Mich nicht minder“, stimmte die junge Frau zu; „ich möchte wünschen, daß wir uns endlich wieder zurückgegeben wären.“ — „Es sind gesellschaftliche Pflichten, mein Kind, denen man sich nun einmal nicht entziehen kann. Das Meiste haben wir aber jetzt überstanden, und was noch kommt, nimmt mehr mich

als Dich in Anspruch, so beispielsweise morgen die Hirschjagd.“

Marion erbleichte plötzlich. „Ach ja, die Hirschjagd“, sagte sie mit zitternder Stimme. „Ich weiß nicht, mir ist, wenn ich daran denke, so seltsam zu Muth. Willst Du mir nicht die Liebe erzeigen, theurer Freund, und derselben fern bleiben?“ — „Aber warum denn, mein Liebling?“ — „Ich ahne eine Gefahr für Dich.“ — „O Du närrisches Weibchen! Eine Gefahr auf der Hirschjagd? Ja, wenn es sich noch um eine Wolfsjagd oder Bärenhaj handelte!“ — „Gleichviel, ich bitte Dich herzlich, nicht von der Partie zu sein.“ — „Welche Entschuldigung soll ich aber vorbringen? Denn Deine Ahnungen wird man kaum als eine stichhaltige Ursache gelten lassen.“ — „Melde Dich unwohl oder schütze Anderes vor. Jedenfalls bleibe bei mir; ich — habe solch' tödtliche Angst.“ Die Thränen traten ihr in die Augen und sie zitterte am ganzen Körper.

Vermont suchte sie nach Kräften zu beruhigen und schob ihren Zustand auf die aufregenden Zerstreuungen der jüngsten Zeit. Man begab sich zur Ruhe, allein am nächsten Morgen befand sich die junge Frau in noch trostloser Stimmung. „Ich hatte einen so schrecklichen Traum, mein Freund“, seufzte sie. „Nicht wahr, Du gehst heute nicht von mir?“ — „Ich muß, mein Kleinod“, versetzte er zärtlich; „Balforan hat die Partie mir zu Ehren arrangirt. Sei überzeugt, daß ich sehr vorsichtig zu Werke gehen und meine Rückkehr möglichst beschleunigen werde.“ Er umarmte und küßte sie innig, um dann in der Befürchtung, daß ihre Bitten ihn doch schließlich noch umstimmen könnten, schnell davonzueilen. Marion's Blick folgte ihm voll Schmerz und Sehnsucht, bis er von Thränen verschleiert wurde.

Die Jagd verlief zu allseitiger Zufriedenheit. Der Hirsch wurde gestellt und erlegt. In heiterster Stimmung trat dann die Gesellschaft den Rückweg zum Schlosse Balforan's an. Vermont hatte sich an einer Baumwurzel den Fuß ein wenig verstaucht und blieb daher allmählig, ohne daß die Anderen darauf achteten, einige hundert Schritte zurück. Plötzlich hörten diese einen Schuß und gleich darauf einen Hilferuf. Erschrocken wandten sie sich um und ließen, als sie den Freund nicht mehr erblickten, zurück.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihnen. Vermont lag auf dem Moose am Rande des Holzes ausgestreckt und rang mit dem Tode. Sein Kopf war zerschmettert. Die Freunde hoben ihn sanft auf, allein es war keine Rettung mehr. „Marion, arme Marion!“ seufzte er und sank entseelt zurück. Wodurch hatte der Unglückliche so schnell seinen Tod gefunden? Sein Gewehr war nicht geladen gewesen, ein Selbstmord bei seinen glücklichen Lebensverhältnissen auch ohnehin total ausgeschlossen. Die erschütterten Freunde ermannten sich nach Kräften und ermittelten bald, daß ihm die diamantene Busennadel und die kostbare Uhr mit Verloques fehlten; ein ebenso kaltblütiger, wie gewandter Raubmörder hatte hier also sein Werk verrichtet. Einige machten sich zur Verfolgung auf, während Andere die Leiche, bis ein Wagen herbeigeschafft war, bewachten und die Uebrigen sich der traurigen Pflicht unterzogen, die bedauernswerthe junge Frau aufzuwachen, und derselben die Trauerkunde so schonend als möglich beizubringen.

Marion war, als die Jagdgenossen ihres Gatten ohne denselben, bleich, mit bedrückter Miene eintraten, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, und sank, als man ihr endlich zögernd das Fürchterliche mitgetheilt, bewußtlos zu Boden. Eine schwere Nervenkrankheit folgte, sie rang mit dem Tode. Endlich aber siegte ihre Jugend über die tödtliche Krankheit, doch um ihre Lebensfreude, ihren Lebensmuth war es für immer geschehen.

Sie erwarb die Waldung, worin der Heißgeliebte sein junges Leben ausgehaucht, und ließ an der Unglücksstätte ein Mausoleum errichten. Täglich besuchte sie die Stelle,

um zu beten und die Umgebung abzustreifen. Auch gelobte sie, die Trauerkleidung nicht eher abzulegen, bis die Verbrecher entdeckt und die Unthat gerächt wäre. Die verfolgten Freunde hatten leider keine Spuren von dem Mörder gefunden und ebenso resultatlos blieb das Bemühen der Polizei. Doch Marion klammerte sich krampfhaft an diese einzige ihr gebliebene Lebenshoffnung.

Einst befand sie sich wieder an dem bewußten Orte und pflückte in Gedanken das Moos von einem uralten, nur wenige Schritte von dem Denkmal entfernt stehenden Eichstamme, als ihr plötzlich ein kleiner, in der Rinde steckender Gegenstand in die Augen fiel. Mechanisch betrachtete sie ihn; es war ein Papierballen, an den Rändern verbrannt oder versengt. Plötzlich öffnete sich ihr Auge weit, wie Angesichts von etwas Furchtbarem. „Ein Gewehrpfropfen“, murmelte sie und suchte dann hastig mit zitternden Fingern den Knäuel auseinander zu ziehen und zu glätten. Als das gelungen, suchte sie mit gierigen Blicken nach dem Inhalt. Das Papier war vollständig beschrieben, zwar manches Wort durchstrichen, doch auch noch Vieles zu lesen. Es handelte sich anscheinend um den Entwurf zu einem Gedichte, dessen vollständiger Sinn sich aber aus dem Fesen und der verbrannten Stellen wegen nicht mehr enträthseln ließ. Enttäuscht senkte die junge Wittve schließlich das Haupt. Zur Ermittlung des Mörders konnte der Fund doch schwerlich beitragen, da er weder eine Namens- noch Ortsbezeichnung enthielt, was doch zunächst erforderlich war, um nach dem Schreiber forschen zu können. Der Himmel allein wußte, wer derselbe war und wie der Verbrecher an dies Fragment gekommen. Immerhin beschloß Marion das Papier sorglich aufzuheben; vielleicht daß es ihr doch einmal in der ihr so am Herzen liegenden Angelegenheit von Nutzen war. Allein die Zeit verging und das über der Mordthat lagernde Dunkel lichtete sich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Neues aus Kirche und Welt.

* **Rom.** Der Sultan hat dem heil. Stuhl bekanntlich kundgeben lassen, daß der armenisch-katholische Patriarch von Konstantinopel unterwegs sei, um dem Nachfolger Petri als Zeichen der Freundschaft des Sultans einen kostbaren Ring zu überbringen. Nachrichten aus Konstantinopel wissen zu melden, daß dieser Ring, an welchem seit dem Sommer 1885 gearbeitet wird, ein wahres Prachtstück sei, ein Fischerring von seltener Größe und Schwere, im Mittelfelde, in erhabener Arbeit, St. Peter mit einem Netze fischend zeigend; rings um das Bild ist ein Kranz von selten schönen und großen Diamanten angebracht. Ueber die Wahl dieses Geschenkes wird Folgendes mitgetheilt: Der Delegat der päpstlichen Gewalt in Konstantinopel, Berugino Rotelli, ein Jugendfreund Leo's XIII., sei im Juli 1885 vom Sultan befragt worden, welches Geschenk dem Papste gefallen könnte. „Ein Kreuz“, habe Jener hierauf unbedachter Weise erwidert; durch ein Zeichen des Dolmetsches auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, habe Rotelli etwas geögert, worauf der Sultan einwarf: „Vielleicht eine Tabatsdose?“ Auf die Gegenbemerkung des Diplomaten, der Papst schnupfe nicht, habe dann der Sultan entschieden: „Nun, so werde ich dem Papste einen Ring senden.“

* **Rom.** Cardinalstaatssekretär Jacobini hat seine Entlassung genommen. Doch beließ ihm der hl. Vater zum Zeichen seiner Zuneigung und Hochachtung seine bisher inne gehaltenen Wohnräume im Vatikan. Jacobini wird wahrscheinlich zum Präfecten des apostolischen Palastes ernannt werden. Nach dem am 7. März stattfindenden Consistorium dürfte dann die Ernennung des Runtius in Madrid, Rampolla, zum Staatssekretär zu erwarten stehen.

* In der Zeit vom 19. April bis 17. Juni wird von München aus wiederum ein **Pilgerzug ins heilige Land** veranstaltet werden. Die Reiselinie geht von München über Corfu, wo die aus Oesterreich kommende

Gruppe sich anschließen kann. Vom 24. bis 27. April wird die Fahrt nach Alexandrien auf einem österreichischen Dampfer ausgeführt werden. Nach einem kurzen Besuche von Kairo begibt sich die Gesellschaft über Port Said nach Jaffa und von dort nach Jerusalem, wo sie am 3. Mai eintreffen wird. Nach den gewöhnlichen Besuchen von Bethlehem, St. Saba, dem Todten Meere und Jericho kehren die Pilger nach Jerusalem zurück und verlassen die heilige Stadt am 13. Mai. Vorausichtlich werden sie auf ihrer weitem Reise durch Samarien den französischen „Buz-Kreuzfahrern“ begegnen, deren Anzahl dies Mal ungewöhnlich groß werden soll. Die deutsche Karawane, welche aus etwa 20–25 katholischen Männern bestehen dürfte, wird sich sodann in Nazareth niederlassen, den Tabor, Liberias, Rapharnaum und Cana besuchen und am 25. Mai die Rückfahrt zur See vom Fuße des Carmels aus beginnen. Die Seereise wird über Alexandrien nach Neapel gehen, worauf die Pilger die Stadt Rom auf vier Tage besuchen und den Segen des heiligen Vaters erbitten werden. Von Rom aus wird es den Einzelnen freistehen, den Weg in die Heimath sich selbst zu wählen. Die Reisekosten — alles in allem — belaufen sich je nach Wahl der Fahrklasse auf 13- bis 1500 Mark. Ernsthch gewünschte Aufschlüsse ertheilt Msgr. Geiger, Ehrenmitglied vom heiligen Grabe, München, Veterinärstraße 103.

* **Ende des Culturfampfes?** Bisher hatte man in der Rheinprovinz noch keine Anwendung des Culturfampfgesetzes von 1873, wodurch die kirchliche Zucht- und Strafgewalt des Bischofs unterbunden werden kann. Jetzt tritt dieser Fall ein und zwar im Bisthum Trier. Das bischöfliche Officialat in Trier und sein Beauftragter, der katholische Seelsorger in Neuenahr sind auf den 3. Febr. vor die Strafkammer in Koblenz geladen um verhandelt zu werden, weil sie zwei Mitglieder der katholischen Pfarrgemeinde in Neuenahr excommunicirt hätten. Ein Mann hatte nämlich nach 18jähriger Ehe auf Ungiltigkeit derselben vor dem geistlichen Ehegericht geklagt und, trotzdem die Gültigkeit seines 18jährigen Ehebandes festgestellt worden war, sich bürgerlich scheiden und bürgerlich mit einer andern Person trauen lassen. Der Mann und die Neugebraute mußten bei dem Aergerniß, den ihr Schritt verursachte, excommunicirt werden.

* **Hamburg.** So bekannt das segensreiche Wirken des St. Raphael-Vereins ist, so kann doch nicht genug auf denselben aufmerksam gemacht werden. Ganz besonders belehrt müssen vor Allem die Leute werden, daß sie nicht jedem Agenten und seinen Versicherungen, welche oft als falsche Vorspiegelungen sich erweisen, trauen. So hatte vor Kurzen ein Agent den Auswanderern 1. ein deutsches Schiff zur Ueberfahrt mündlich zugesagt, 2. ihnen versprochen, er werde Karten an den Vertrauensmann des St. Raphael-Vereins mitgeben. In Wirklichkeit kamen sie auf ein englisches Schiff, auf welchen die Trennung der Geschlechter nicht durchgeführt ist, und die Karten, die ihnen von den Agenten mitgegeben waren, lauteten an den protestantischen Missionar in Hamburg. Wären die Auswanderer nicht durch ihren Seelsorger energisch an den Vertrauensmann des St. Raphael-Vereins gewiesen worden, und hätten sie nicht eben so unbeirrt durch anderweitige Einflüsse dessen Weisung gefolgt, so wären sie zum protestantischen Missionar und Gottesdienst geführt worden. Auf dem Schiffe halfen sich die Leute vor dem wüsten Treiben der betrunkenen Schiffs-Gesellschaft dadurch, daß sie eine eigene Kasse mieteten, wodurch natürlich die ursprüngliche Wohlthat aufhörte. Sollen aber die Vertrauensmänner ihres Amtes walten können, so müssen die Auswanderer immerfort an sie gewiesen werden. Leider kommen immer noch viele katholische Auswanderer nach Hamburg, Bremen u. ohne Kenntniß des St. Raphael-Vereins und fallen dem protestantischen Missionar in die Hände. Also aufgepaßt!

Diöcesan Nachrichten.

Speyer. Die Funktion eines lath. Distrikts-Schulinspektors für Bliestafel und des Inspektors der Präparandenschule Bliestafel wurde dem Pfarrer Heinrich Stäbel in Gabskirchen übertragen. Pfarrverweiser Joseph Becker III. wurde zum Administrator von Rubenheim und Kaplan Mayer in Maitammer zum Kaplan in Ruppertsberg ernannt.

Gebetserhörungen. Innigen Dank der Fürbitte unserer lieben Frau vom hl. Herzen und des hl. Joseph für ganz auffallende Erhöhung in mehreren wichtigen Anliegen, wo Alles verloren schien. u.

— Dank unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen für Hilfe in einem Anliegen. Speyer im Januar 1887. A. H.

— In einem Anliegen fand ich Erhöhung, nachdem ich meine Zuflucht zur Fürbitte des hl. Joseph genommen hatte. Dafür öffentlich Dank.

— Dank der lieben Mutter Gottes und dem heiligen Vater Franziskus für Erhöhung in einem Anliegen. A. H. in R.

— In zwei schwierigen Anliegen nahm ich meine Zuflucht zu dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Joseph und nach einiger Zeit kam wunderbare Hilfe. B.

Politische Rundschau.

* Speyer, 1. Februar.

Die Parole im gegenwärtigen Wahlkampfe lautet: Für oder gegen die Verfassung des Reiches, für oder gegen das allgemeine direkte Wahlrecht, für oder gegen Tabak- und Schnapsmonopol. Das sind die Fragen, auf die sich der Wahlkampf zuspitzt.

Die Regierung will es zwar nicht zugeben, daß man der bevorstehenden Wahl diese Bedeutung beilege. Sie und ihre Nachbeter sprechen nur immer von der Gefahr, in welcher das Vaterland schwebt, weil die Reichstagsmehrheit die Vermehrung des Heeres nicht auf sieben, sondern nur auf drei Jahre bewilligen wollte. Es ist aber unwar, daß bei einer bloß dreijährigen Bewilligung die Sicherheit des Reiches gefährdet sei, die übrigen civilisirten Staaten haben nicht einmal dreijährige, sondern bloß einjährige Bewilligung des Militärbudgets und doch fällt es dort keiner Regierung ein, deswegen an der Sicherheit des Landes zu verzweifeln. Ja selbst die preussische Armee, die 1864 und 1866 so Tüchtiges leistete, beruhte damals nur auf einjähriger, und ebenso die deutsche Armee von 1870 theils auch nur auf einjähriger, theils auf dreijähriger Bewilligung, d. h. die Geldmittel für das Militär wurden von den Volksvertretungen in den Landtagen immer nur auf ein, beziehungsweise auf drei Jahre bewilligt, und dennoch hat die Schlagfertigkeit des Heeres darunter wahrlich nicht noth gelitten. Ja selbst jetzt noch werden die Mittel für das deutsche Kriegsheer zur See (die Marine), ferner für die Eisenbahnbataillone, die Gabelnhauser, für das Kriegsministerium, den Generalstab, sowie für die gesammte Civilverwaltung jedes Jahr neu bewilligt. Erst im Jahre 1871 wurde die Heeresstärke auf drei Jahre, später auf sieben und, nach schwerem Kampfe (gegen das Centrum) abermals auf sieben Jahre festgestellt. Aber kein einziges Mal hat die Regierung das Septennat vollständig ablaufen lassen. Noch jedesmal ist sie vor Ablauf desselben mit neuen Forderungen hervorgetreten.

Das Streben der Reichsregierung geht offenbar darauf hinaus, dem Reichstage einen möglichst geringen Einfluß auf das Militärbudget zu gestatten, und ihr Ideal ist, daß der Kaiser allein das Recht bestimme, die Heeresstärke festzusetzen. Fürst Bismarck behauptet, dieses Recht besitze der Kaiser schon durch die Verfassung, denn die verbündeten Regierungen hätten an den König von Preußen, in seiner Eigenschaft als deutscher Kaiser, seinerzeit das Recht übertragen, gemäß der Reichsverfassung die Heeresstärke festzustellen. Wenn die Regierung bisher keinen Gebrauch von diesem Rechte gemacht und sich mit dem Septennat noch begnügt habe, so sei dies nur eine Nachgiebigkeit gegen den Reichstag gewesen; es sei aber nicht beabsichtigt, fortwährend so nachgiebig zu sein. Also wenn die Regierung eine selbst siebenjährige

Bewilligung vom Reichstage verlangt, so übt sie, nach der Behauptung Bismarcks, noch Großmuth gegen den Reichstag, denn eigentlich bräuchte sie ihn ja nach der Verfassung gar nicht zu fragen. Da haben wir die Bescheerung. Hat da der Reichstag bisher gemeint, er habe auch ein Wort mitzureden, wo es sich um Hunderte von Millionen Mark für das Militär handelt und nun kommt der Reichskanzler über ihn her und sagt ihm: Ich brauch dich eigentlich gar nicht und selbst wenn du mir das Militär gleich auf sieben Jahre bewilligst, ist es nur eine Gnade von mir, wenn ich diese Bewilligung annehme. Zum Glück lautet jedoch bis jetzt die Verfassung anders als die Behauptung Bismarcks. Im Artikel 60 der Reichsverfassung heißt es nämlich: „Die Friedenspräsenzstärke des Heeres wird im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt.“ Daran ist nichts zu deuteln. Denn ein Reichsgesetz kann nur zu Stande kommen durch Zusammenwirken der verbündeten Regierungen mit dem Reichstage. Darnach hat die Volksvertretung das unbestreitbare Recht, bei der Festsetzung der Friedenspräsenzstärke mitzuwirken, und die Auslegung, welche Bismarck der Verfassung gibt, ist nur geeignet, sowohl die Rechte des Reichstages, wie auch die der verbündeten Regierungen zu Gunsten des Kaisers in Beschlag zu nehmen.

Aber, wird man sagen, die Reichsregierung braucht doch Geld für das Militär. Woher nimmt sie denn dieses, wenn der Reichstag nichts zu sagen haben soll? Die Regierung allein kann doch keine neuen Steuern auflegen? Freilich kann sie das nicht. Aber sie kann sich von einem gefügigen Reichstag, wie sie ihn aus den nächsten Wahlen z. B. erwartet, indirekte Steuern bewilligen lassen in der Gestalt des Tabak- und Branntweinmonopols. Sie hat dann das gesammte Tabak- und Schnapsgeschäft in Händen, erhält Millionen von Einnahmen für immer und ist vom Reichstag unabhängig. Nun bestreitet Bismarck allerdings, daß die Monopole für jeden Fall in Aussicht stünden; nur wenn ein Krieg mit Frankreich ungünstig ausfallen würde, sagte er, würden die Monopole eingeführt werden, weil die Steuerkraft in diesem Falle gekürzt werden müßte. „Sie kommen aber auch, erwiderte treffend Eugen Richter (deutsch-freis.), wenn der Wahlsieg von der Regierung gewonnen werden würde.“ Fürst Bismarck sowohl als der Finanzminister Scholz haben über ihre Vorliebe für Monopole keinen Zweifel gelassen. Im Jahre 1880 hat der Minister von Bötticher im Reichstage die „bündige Erklärung“ abgegeben, daß im Schooße der verbündeten Regierungen über die Einführung des Tabakmonopols nicht berathen werde, und zwei Jahre darauf gelangte die betreffende Vorlage vom Bundesrath an den Reichstag, der sie freilich ablehnte. „Nicht auf den Schooße der verbündeten Regierungen kommt es an, schreibt Eugen Richter in seinem Blatt, sondern auf den Kopf des Reichskanzlers selber.“

Ja, man hat sogar die schwerwiegendsten Gründe dafür, daß Bismarck auf die Beseitigung des Reichstages, in seiner jetzigen Gestalt wenigstens, ausgeht. Graf Limburg-Stürm hat jüngst im preuß. Abgeordnetenhaus auf Verabredung mit Bismarck derartige Andeutungen gemacht. Bismarck selber hat hierauf die nämliche Anschauungsweise kundgegeben, so daß Windthorst sofort erwiderte, nach dem, was er jetzt gehört, gewannen die Gerüchte an Festigkeit, es sei bei all dem, wie es jetzt getrieben werde, darauf abgesehen, das allgemeine Stimmrecht zu beseitigen, eine andere Zusammenfassung des Reichstages herbeizuführen, und zwar so, daß aus den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten Delegationen (Abordnungen) zusammentreten würden, welche statt des jetzigen aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehenden den zukünftigen Reichstag zu bilden hätten. Nach den Ausführungen Windthorsts wurden zur Zeit des deutschen Bundes, welcher keinen Reichstag hatte, sondern nur einen Bundestag in Frankfurt a. M., von Oester-

reich, welches im deutschen Bunde den Vorsitz führte, ein ähnlicher Vorschlag gemacht, der damals bei der Mehrheit des Bundestages auch Anklang fand und ein Entgegenkommen der Regierungen für das Volk bedeutete. Damals war es Preußen, das unter Anführung Bismarcks derartige Einrichtungen für ungenügend und den Wünschen, Interessen und Bedürfnissen des deutschen Volkes nicht entsprechend erklärt hat. Damals schon hatte nämlich Preußen die Pläne im Sinne, welche es 1864, 1866 und 1870/71 durchführte; darum galt es, die Zuneigung des Volkes für diese Pläne zu gewinnen, indem man auf ein allgemeines Stimmrecht hinwies, und darum wurde das allgemeine Stimmrecht von Bismarck selber sofort in die Verfassung des deutschen Reiches aufgenommen. Jetzt, so sagte Windthorst, ist anscheinend dieses damals beliebte Uebertrumpfungsmittel unangenehm geworden, und man will es beseitigen. . . . Ich meinerseits habe gar kein Bedenken zu sagen, daß ich jederzeit das allgemeine directe, geheime Wahlrecht — geheime betone ich besonders, denn darauf ist es jetzt ganz besonders abgesehen — nicht befürwortet haben würde, wenn ich irgendwo im Amt gewesen wäre. Nachdem es aber eingeführt worden ist, nachdem es die Grundlage geworden ist für die ganze Construction (Einrichtung) des Reiches, sage ich ebenso bestimmt: ich würde es für das Verhängniß vollste halten, was wir überhaupt thun können, wenn wir jetzt diese Grundlage zerstören wollten. Ich bin nicht zweifelhaft, daß wir in einem sehr ernstesten Momente uns befinden, und den Ernst der Lage verstehe ich ganz; und das Land hat alle Ursache, bei den Wahlen recht umsichtig und recht vorsichtig zu sein. Denn darüber ist kein Zweifel, daß nach der Beharrlichkeit, mit der der Hr. Reichskanzler seine Pläne zu verfolgen pflegt, wir vor sehr ernstesten Conflicten (Kämpfen) stehen. Der Reichskanzler bestritt diese Ausführungen Windthorst's. Allein Eugen Richter erinnerte daran, daß Minister Puttkammer 1885 schon erklärt habe, es hätten im Schooße der Regierung Erwägungen stattgefunden über die Abschaffung des geheimen Wahlrechtes, also eines der wichtigsten Stücke des ganzen Wahlrechtes. Wenn aber Bismarck sich als den Vater des allgemeinen Wahlrechtes hinstelle, so habe das nichts zu sagen, denn der Reichskanzler habe die Eigenschaft, seine eigenen Kinder zu verzehren, d. h. Einrichtungen umstürzen zu helfen, die er selber geschaffen.

Der Reichskanzler hatte in seiner Rede im preußischen Abgeordnetenhaus dem Centrum vorgeworfen, daß die meisten Socialdemokraten bei den Stichwahlen erst durch Unterstützung des Centrum's gewählt worden seien, und bezieht sich nun auf den Papst, den Mann des Friedens, dem damit nicht gedient sei, wenn in die bestehenden Autoritäten Bresche gelegt werde. Er glaube, daß ein solches Vorgehen die Billigung der Curie nicht finden könne und noch vor den Wahlen dem Wähler Klarheit darüber werde, ob mit der Unterstützung umstürzlerischer Bestrebungen seitens des Centrum's der Kirche gedient sei. —

Windthorst erwiderte ihm in treffendster Weise. Er sagte, die Centrumsfraction könne getrost das Urtheil der Geschichte erwarten, ob sie in all' den Jahren, die sie hier vor dem Lande arbeitet, irgend etwas Destructives (was dem Umsturz dient) unternommen habe; ihre Aufgabe sei im Gegentheil wesentlich die gewesen, die destructiven Tendenzen (Bestrebungen) des Herrn Reichskanzlers zu bekämpfen. Das Fundament aller Autorität ist unzweifelhaft die Religion, und der heftigste Angriff, der jemals in diesem Jahrhunderte gegen die Religion gerichtet wurde, war der Culturkampf, der hier in Preußen ausgebrochen ist und heute noch fortbesteht. Der Vater dieser Geseze ist und bleibt aber der Fürst Bismarck. Auch jetzt verleugnet er die Sache selbst noch gar nicht; er hat gestern ausdrücklich erklärt: „Ich habe den Culturkampf aufgegeben, weil die freisinnige Partei uns darin nicht ferner unterstützen wollte; nur getragen von der öffentlichen

Meinung kann man ein derartiges Werk unternehmen; die öffentliche Meinung versagte mir, weil die Freisinnigen mir versagt haben.“ Wenn also die öffentliche Meinung wieder einmal in der früheren Richtung in Gang käme, wenn die Professoren von Halle das Feuer, welches sie schüren, in helle Flammen bringen sollten, dann würde die Sache von Neuem beginnen können; wir haben also noch gar keine Garantie für dauernden Frieden. Es ist außerdem gestern ein sehr starker culturrämpferischer Gedanke, vielleicht unbeachtet und unbewußt, dem Herrn Reichskanzler entschlüpft und das war der Gedanke, daß die Schule schon ihr Werk verrichten werde, wenn sie von allen Fesseln und von aller Botmäßigkeit befreit wäre, d. h. also, die Schule wird das thun, was die Culturrämpfer anstreben, wenn die Kirche erst herausgeworfen ist. Alle christlichen Eltern, die eine christliche Erziehung ihrer Kinder dauernd sichern wollen, müssen deshalb Männer wählen, die entschlossen sind, den christlichen Charakter der Schule gegen die Befreiung von angeblicher Botmäßigkeit in Schutz nehmen. Dann kommt der zweite Punkt, aus dem man uns die destructiven Tendenzen nachweisen will und die man dem Herrn v. Schöller nahegelegt hat, um uns anzuschwärzen: ein angebliches Wahlbündniß mit den Socialdemokraten. Wir haben mit den Socialdemokraten niemals ein Bündniß gehabt und werden auch keines haben, weil die Socialdemokraten in uns die allererbittertesten und nachhaltigsten Feinde ihrer Grundsätze finden. Der Herr Reichskanzler hat hingewiesen auf die herrlichen Mundschreiben, welche Seine Heiligkeit erlassen hat gegen die Socialdemokratie, und ich glaube, daß es immer zu den rühmlichsten Thaten Sr. Heiligkeit gehören wird, daß er mehr als die weltlichen Fürsten begriffen und dargelegt hat, was von diesen verderblichen Lehren zu halten, und es wird sein ewiger Ruhm sein, daß er die ganze Kraft der katholischen Kirche gegen diese socialen Uebel angerufen hat und sie in Anwendung bringt. Und wir, seine stets gehorsamen Söhne, werden ihn in diesem Beginnen unterstützen, hatten das auch bereits gethan. Denn nirgends ist so viel in Bezug auf die socialen Fragen gearbeitet worden als gerade in unseren Reihen und vorzüglich von unseren Geistlichen, und Sie haben allesamt noch zu lernen und noch Vieles, Vieles nachzuholen, wenn Sie uns auf diesem Gebiete nachkommen wollen. Daß der hl. Vater ein Feind aller destructiven Tendenzen ist, ist uns wohlbekannt. Daß er wünscht, daß alle Mitglieder der katholischen Kirche sich jeglicher destructiven Tendenzen enthalten, daß er wünscht, daß die Katholiken sich auszeichnen in Obedienz (Gehorsam) gegen die weltliche Obrigkeit, ist ebenso sicher. Wir haben das aber jederzeit auch also angesehen und darnach gehandelt. Wenn der hl. Vater sich veranlaßt sehen sollte, von Neuem seine Ansichten auszusprechen, so werden wir selbstverständlich uns nur darüber freuen können. Das aber möge der Herr Reichskanzler sich gesagt sein lassen: Der hl. Stuhl mischt sich in die inneren Angelegenheiten eines Landes nicht, und die Katholiken haben in der Behandlung weltlicher Dinge ihrem Gewissen zu folgen, welches Gewissen allerdings bestimmt wird durch die Lehre der Kirche, deren hauptsächlichster Interpret (Ausleger) Seine Heiligkeit bleibt. Also wenn eine derartige Mahnung vor den Wahlen erfolgen sollte, so werden wir und alle unsere Wähler das mit Dank und mit Freuden begrüßen, wie wir immer es begrüßen, wenn wir die Stimme unseres hl. Vaters hören. Ich wünsche nur, daß auch der Herr Reichskanzler mehr diese Stimme höre und dieselbe auf sich einwirken lasse. So Windthorst.

Es wäre allerdings dem Reichskanzler und seinen Getreuen sehr erwünscht, wenn der hl. Vater auf das Centrum einwirken würde, damit es der Regierung in der Militärfrage zu Gefallen sei. Allein der hl. Vater ist weise genug, um sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines Landes einzumischen. Wenn er, wie man annimmt, zur Zeit der Berathung der Militärvorlage den Wunsch

geäußert hat, das Centrum möge in seiner Stellung gegenüber der Regierung Rücksicht nehmen auf die gegenwärtigen kirchenpolitischen Verhandlungen mit Preußen, insofern es die Grundsätze des Centrums erlaubten, so ist ein solcher Wunsch von Seiten des Oberhauptes der Kirche, dem die Herstellung des kirchlichen Friedens in Preußen so viel Mühe und Sorge macht, leicht begreiflich. Allein es ist auch gewiß, daß der hl. Vater vom Centrum kein Opfer verlangt, welches einem Selbstmord der so ruhmvollen Partei gleich käme. Sollte aber, wie Bismarck andeuten zu wollen schien, eine päpstliche Kundgebung zu den bevorstehenden Wahlen erscheinen, so hätte dieselbe gewiß nicht den Zweck, die Katholiken für Septennatscandidaten zu begeistern, sondern sie würden höchstens eine Mahnung sein, in dem gegenwärtig heftig entbrannten Wahlkampfe fortwährend die Grundsätze der christlichen Gerechtigkeit und Liebe hochzuhalten. Das gehört zu dem Gebiete, auf welchem der Papst als Stellvertreter Christi seine Stimme zu erheben pflegt, und wir wünschen nur, daß auch unsere politischen Gegner dieser Stimme folgen möchten.

Es scheint wirklich, daß von Berlin aus das Centrum beim hl. Vater verächtigt wurde, als ob es bisher mit den Socialdemokraten bei den Wahlen gemeinschaftliche Sache gemacht habe. Fürst Bismarck hat es ja in seiner Rede indirekt verrathen. Es wurde ihm jedoch von Windthorst und Richter gehörig heimgeleuchtet. Man erinnerte den Herrn Reichskanzler daran, daß es seine Freunde, die Nationalliberalen waren, welche Wahlbündnisse mit den Socialdemokraten eingingen, man nannte ihm der Reihe nach die Wahlkreise, in welchen dieses geschah. Er selbst aber war nicht im Stande, auch nur ein Beispiel anzuführen, wo das Centrum sich mit dem Socialdemokraten verbündet hätte, und er wird auch in Zukunft einen solchen Fall nicht erleben. Wir folgen hierin den Grundsätzen unserer hl. Kirche, wie sie Leo XIII. in seiner herrlichen Enchirlica über den Socialismus niedergelegt hat, und sollte es Seiner Heiligkeit gefallen, wiederholt seine Stimme in diesem Sinne zu erheben, so würde uns dieses in den von ihm proklamirten Grundsätzen nur noch mehr befestigen.

Bismarck und seine Freunde aber schlagen sich jetzt mit ihren eigenen Worten. Früher wußte man nicht genug zu wettern, daß die Katholiken in einem „Ausländer“ ihr kirchliches Oberhaupt anerkennen, ja in den Maigesetzen wurde der Papst, weil ein „Ausländer“, von der Leitung der kathol. Kirche in Deutschland so gut wie ausgeschlossen. Was von Rom! so hieß es in allen Tonarten, und jetzt suchen dieselbe Leute den ehemals so geschmähten „Ausländer“ in den Wahlkampf, in rein politische Angelegenheiten hereinzuzerren und hätten es gar zu gern, wenn der Papst das Centrum für das Septennat commandirte. Das ist ein edelhaftes Spiel. Freilich die Herren Diplomaten edeln sich nicht so leicht. Das katholische Volk aber lernt seine Leute immer besser kennen. Wenn Bismarck und seine Freunde jetzt so papstfreundlich thun, so läßt uns das ganz kühl. Wir wissen, was das zu bedeuten hat bei einem Manne, welcher der Vater des Culturkampfes gewesen und jetzt noch die wüthendsten Culturkämpfer zu seinen politischen Bundesgenossen zählt. Wir lassen uns nicht täuschen. Wenn auch der Culturkampf seit einiger Zeit ein langsameres Tempo eingehalten, wenn er auch vollständig beendet würde, es hätte das doch nur die Bedeutung, daß die Waffen auf dem Fehthoden niedergelegt sind. So hat Bismarck selber einstens einen etwaigen Frieden mit der Kirche aufgefacht. Es ist kein eigentlicher Friede, sondern nur ein Waffenstillstand, und jeden Augenblick kann der Kampf wieder losgehen. Ja, bevor es noch zu einem Waffenstillstand gekommen ist, schlagen die alten Culturkämpfer schon wieder Generalmarsch durch den sogenannten „Evangelischen Bund“, welcher in einem Frieden des Staates mit der katholischen Kirche schon einen Kampf gegen den Protestantismus erblickt. Auch daran wollen wir uns erinnern, wenn wir

nächstens zur Wahlurne treten, mag der Herr Oberbürgermeister Miguel von Frankfurt, der liberale Candidat für Kaiserslautern-Kirchheim, ein Erzculturlämpfer, auch noch so rührend von der „friedlichen und unangefochtenen Stellung“ der katholischen Kirche in Deutschland reden, wie er es am letzten Sonntag in Neustadt gethan hat. Centrumswähler, schau dich um, der Fuchs geht rum!

Bayern. Wie der „Frankf. Ztg.“ berichtet wird, ist vor einiger Zeit ein päpstliches Schreiben an den Hochw. Herrn Bischof von Regensburg ergangen, in welchem der Papst erklärt, daß er mit den kirchlichen Zuständen in Bayern durchaus nicht so zufrieden sei, wie allgemein verbreitet worden war. Auch durch den „Moniteur de Rome“ hat der hl. Vater dieser seiner Meinung entschieden Ausdruck geben lassen. Die „Germania“ berichtet dazu aus Rom, daß der Papst großen Unwillen empfunden habe, als das Sigl'sche „Vaterland“ die stark gefärbte Nachricht von der „vollkommenen Befriedigung“ des Papstes mit den kirchlichen Zuständen in Bayern brachte. Der hl. Vater habe sofort Befehl gegeben, diese Nachricht durch den „Moniteur de Rome“ richtig zu stellen, indem er hinzufügte: „denn es gibt in Bayern gesetzliche Bestimmungen über Religions- und Schulangelegenheiten, die den kirchlichen Interessen zuwiderlaufen.“

Seit drei Jahren liegen die **Italiener**, welche auch dem Colonialkriege nicht widerstehen konnten, am rothen Meere in der abessinischen Küstenstadt Massauah. Viele Soldaten erlagen der Hitze oder dem Fieber. Nun hat, um die Noth voll zu machen, der abessinische General Ras Alola, ob mit oder ohne Erlaubniß des Negus von Abessinien, das weiß man nicht, die Italiener in der Stadt offen angegriffen. Ebenso rührt sich der Menefel von Schoa, er hat den Emir von Harrar, welcher Italien freundlich gesinnt war, verjagt. Wie der italienische Kriegsminister im Senate erklärte, sollen ein Bataillon Infanterie, eine Geniekompagnie und zwei Gebirgsgeschütze nach Massauah abgegangen sein. Ob das gegen die kriegerischen Wilden helfen wird?

In **England** ist kürzlich das Parlament wieder zusammengetreten. Die Thronrede, mit welcher es eröffnet wurde, ist nur bemerkenswerth durch den Passus, welcher gegen Irland eine verschärfte Anwendung der Strafgesetze ankündigt! Offenbar hat die „konservative“ englische Regierung aus den entsetzlichen Vergewaltigungen irischer Pächter, die noch immer an der Tagesordnung sind, noch Nichts gelernt.

Die **spanische** Regierung hat nach einer Meldung des Londoner „Daily Chronicle“ die Meldung erhalten, daß die spanische militärische Revolutionspartei in Paris eine geheime Versammlung abgehalten habe, um einen neuen Aufstand vorzubereiten.

An einer friedlichen Lösung der **bulgarischen** Frage wird unausgesetzt gearbeitet. Zwischen Oesterreich und Rußland soll eine Verständigung bereits erfolgt sein. Zu einer vollständigen Einigung der Mächte ist es indeß noch nicht gekommen, da sich England bisher mit Recht den russischen Plänen gegenüber kühl und ablehnend verhält.

Literarisches.

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatsschrift. Jahrgang 1887. 12 Nummern. 4 Mt. — Freiburg (Baden.) Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Durch die Post und den Buchhandel.

Inhalt von No. 1:

Der Kongo einst und jetzt. — Nach Bombay. — Der hl. Franz Xaver in Japan. — Nachrichten aus den Missionen: China; Annam; Hinterindien; Vorderindien; Nordamerika; Oceanien. — Miscellen. Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Gefangene des Kojaren.

Illustrationen: Ritter Martin Behaim. — Flußkampf bei der Mündung des Aruwin. — Franz Pocock verunglückt in den Singa-fällen. — Der Thurm von Belem an der Mündung des Tajo. — Gibraltar. — Kirche des hl. Franz Xaver in Malatta. (Nach einer Photographie.) — Japanische Fürsten und Höflinge in Kriegstracht

aus der Zeit des hl. Franz Xaver. — Kapelle U. L. Frau vom Berge bei Malakka. (Nach einer Photographie.) — Leich und Tempel-Pyramide von Kambodja. (Nach einer Photographie.) — Bewohner von Kweichow. — Indianergelbe in der Prairie. — Der Korsar Achmed.

Anhalt von No. 2:

Im Himalaya. — Der Kongo eint und jekt. (Fortsetzung.) — Nach Bombay. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Annam; Aequatorial-Afrika; Sudau; Nordamerica. — Für Missionszwecke. — Illustrationen: Migr. Desgodins, apostol. Provisor von Tibet. — Die Missionsstation Peking in Himalaya. (Nach einer Photographie.) — Der König von Siam und sein Hofstaat. (Nach einer Photographie.) — Audienz der Holländer 1642 beim König von Kongo. (Nach einem alten Kupfer aus Dapper.) — Die alte Karawanenstrasse nach Syrien. — Ansicht des Tinja-Sees. (Nach einer Zeichnung P. Gallens.) — Suez vom Meere aus. (Nach einer Zeichnung P. Gallens.) — Insel Perim bei Aden. (Nach einer Zeichnung P. Le Roy's.) — Marsch der Karawane durch den Urmarsch. — Regentiner in Kairo an der Arbeit. (Nach einer Photographie.)

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden) erscheinen für 1887 und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen, in Speyer durch

Ferd. Kleeberger:

Die katholischen Missionen.

Illustrirte Monatschrift.

Monatlich eine Nummer, zwei bis drei Quartbogen, nebst einer „Beilage für die Jugend“. Preis des Jahrgangs M. 4.

Die „Katholischen Missionen“ bieten mehr, als der Titel vermuten läßt. Wir begleiten da nicht nur Glaubensboten auf den beschwerlichen Wegen, die sie sich durch Eiden und mit Gefahren für Leib und Leben zu den Heiden bahnen, um ihnen das Christenthum zu bringen, sondern wir verfolgen zugleich das langsame aber stete Vordringen der Cultur in Länder und Gegenden, die ihr bisher mehr oder minder verschlossen waren. Das Leben und Treiben jener „wilden“ Völkerschaften, ihre Sitten und Gebräuche sehen wir von Männern beschrieben, die lange Jahre, oft ihr ganzes Leben unter ihnen zugebracht haben.

Unterm 6. Nov. 1886 hat der hochw. Herr Erzbischof von Freiburg, Dr. Johann Christian Moos, die „Missionen“ auf das Wärmste empfohlen.

Die bereits erschienene erste Nummer von 1887 enthält u. A. den Anfang eines illustrierten Aufsatzes über den Kongo eint und jekt.

Die Verlagshandlung hat für die „Katholischen Missionen“ eine elegante Mappe mit Golddeckenpressung herstellen lassen, welche, auf der Innenseite des Rückens mit Gummibändern versehen, dazu dient, die einzelnen Nummern eines Jahrganges aufzunehmen. Preis M. 2.50.

Wachskerzen & Wachsstöcke

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigen Preisen.

Aug. Müller,
Speyer a. Rh.

In unserem Verlage erscheint monatlich zweimal, zu beziehen durch **Ferd. Kleeberger:**

Katechetische Blätter.

Zeitschrift für Katecheten.

Zugleich

Correspondenzblatt des Canisius-Katecheten-Vereins.

XIII. Jahrgang.

Herausgegeben von Fr. Wall.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Semester M. 1.20, bei frankirter Zusendung M. 1.60.

Einzig existirendes, praktisches Specialorgan für den Religionsunterricht.

Probe-Nummern gratis und franco.

Joh. Kösel die Buchhandlung
in Rempten (Bayern).

Das St. Valentinussfest

in Merkesheim wird Montag, den 14. Februar, in herkömmlicher Weise gefeiert.

A. Christmann, Pr.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Baden).

Sieben in erigierten und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, in Speyer durch **Ferd. Kleeberger:**

Kiedl, O., Ludwig I., König von Bayern.

Eine biographische Skizze. Mit dem Bildniß des Königs in Lichtdruck. 12. (VIII u. 108 S.) M. 1.20; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel M. 1.50. — Bildet einen Bestandteil unserer „Sammlung historischer Bildnisse“.

Communion-Zettel

(mit Sprüchen und ohne Sprüche)

Kleine Bilder

mit dem
Aufdruck eines Spruches
etc. etc.

empfiehlt billigst die

Jäger'sche Buchdruckerei
in Speyer.

Musterbilder stehen gerne zu Diensten.

Für den heiligen Vater.

Speyer ung. M. 1. Speyer Kloster St. Magdalena M. 3 und Pensionat M. 2.

Missionsverein.

N. R., Lehrer in R. M. 5. Speyer ung. M. 2. Kirrweiler M. 33.50 und Sub.-Gaben M. 10.50. Höchen Sub.-Gaben M. 26.74. Speyer Kloster St. Magdalena M. 2. Hornbach M. 34.80. Knittelsheim M. 4.80. Annweiler M. 3. Euzerthal M. 8.50. Sub.-G. M. 5.14. Landstuhl M. 165. Wambach 1. Quart. M. 14.80. Benningen M. 4. Rindsbach M. 4.80. Landau M. 40. Neupförs M. 20.

Kindheit-Jesu-Verein.

Dürkheim M. 20 für ein Heidentind, Maria Elisabeth zu taufen. Kirrweiler M. 18. Höchen Sub.-Gaben M. 4. Ungenannt zum Troste der armen Seelen M. 10 für ein Heidentind, Nicolaus zu taufen. Böblingen-Freimersheim M. 1.50. Hornbach M. 16. Annweiler M. 2. Euzerthal M. 3. Landstuhl M. 3.50 und M. 10 für ein Kind, Joseph zu taufen. Benningen M. 14. Rindsbach M. 2. Leimersheim M. 27. Neupförs M. 12.60.

Für den St. Raphael's-Verein.

N. S. in R. 40 S.

Für die nördliche Mission (Hammerfest in Norwegen).

Kirrweiler Sub.-G. M. 2.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Waldbach Sub.-Gaben M. 12 (eingelaufen am 17. Januar.) Landau M. 5. Leimersheim Sub.-G. M. 3.50. Neupförs Sub.-Gabe M. 3.

Für das 50jährige Priesterjubiläum Papst Leo XIII. Leimersheim ung. M. 8.

K. D. B. Wo bleiben die Collectengelder? F. R.

Fruchtmarkt der Stadt Speyer vom 1. Februar.

Fruchthorten.	Quantität.	Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelpreis.	Gefallen.	Gefallen.
Waizen	0	0	10	0	00	00
Korn	18	7	20	6	50	7
Gerste	143	8	10	7	50	7
Speis	5	6	30	6	00	6
Safer	3	6	10	6	10	08

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonniert bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, C. Joffe in Herrheim, Ledmeister in Landstuhl, D. Dörner in Kaiserslautern, St. Kaß in Eberfoblen, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Samst., 13. Febr. Segagesima.
Mont., 14. Raymund v. Pennafort, Vel.
Dienst., 15. Cyrillus, Bisch. u. Kirchenl.
Mittw., 16. Juliana, Jungf. u. M.
Donnerst., 17. Vom allerb. Sakrament.
Freit., 18. Vom Leiden des Herrn.
Samst., 19. Von der unbefleckten Empf.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewogte. Augustinus.

Speyer, den 13. Februar 1887.

* Der hl. Vater und das Centrum.

Es ist Thatsache, daß der hl. Vater dem Centrum vor der Abstimmung über die Militärvorlage den Wunsch zu erkennen gegeben hat, es möge erwägen, ob es nicht im Sinne der Regierung, also für das Septennat stimmen könne.

Daraufhin richtete Baron Frankenstein, der Vorsitzende der Centrumsparthei, eine Vorstellung an den hl. Stuhl, in welcher er die Gründe auseinandersetzte, welche das Centrum veranlaßten, gegen das Septennat zu stimmen. Zugleich stellte Baron Frankenstein die Anfrage, ob der hl. Stuhl der Ansicht sei, das Centrum sei im Reichstag fernerhin nicht mehr nothwendig.

Unterm 21. Januar sandte der Cardinalstaatssekretär Jacobini eine Note an den päpstlichen Nuntius in München, welche die Antwort auf das Schreiben des Barons Frankenstein enthält, mit dem Auftrage an den Nuntius, dieselbe dem Genannten behufs Mittheilung an die Centrumsmitglieder zur Kenntniß zu bringen.

Diese Note, welche von den Blättern in den jüngsten Tagen veröffentlicht wurde und deren Uebersetzung in einzelnen Ausdrücken unrichtig sein mag, im Ganzen aber wohl den Sinn richtig wiedergibt, lautet:

„Hochwürdigster Herr! Ich habe Ihr geschätztes Schreiben, welchem Sie das Schreiben des Barons v. Frankenstein angeschlossen hatten, empfangen. Während ich davon absehe, die Gründe zu prüfen, mit welchen der Baron bemüht ist, das bei der Abstimmung über die Septennats-Gesetzesvorlage vom Centrum beobachtete Verfahren zu rechtfertigen, halte ich es doch für sehr dringend und wichtig, auf einen andern Theil seines Schreibens aufmerksam zu machen. Derselbe wünscht zu erfahren, ob der hl. Stuhl der Ansicht sei, daß der fernere Bestand des Centrums im Reichstag nicht mehr nothwendig sei, in welchem Falle er nebst der Mehrzahl seiner Kollegen auf weitere Mandate verzichten würde. Er fügte hinzu, daß das Centrum nicht Gehorsam zu leisten im Stande sei bei Gesetzen, welche nicht kirchliche sind, und nicht auf die Rechte der Kirche sich beziehen. Sie, Monsignore, müssen hierauf den Baron versichern, daß der hl. Stuhl die Verdienste unverändert anerkennt, welche das Centrum und seine Leiter bei der Vertheidigung der Sache der Katholiken sich erworben haben. Im Namen des hl. Vaters wollen

Sie ihm auf seine Anfrage folgende Bemerkung mittheilen. Die Aufgabe der Katholiken, ihre religiösen Interessen zu beschützen, kann noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden; man muß dabei die absolute und andauernde, sowie andertheils die hypothetische und zeitliche Seite in's Auge fassen. Auf eine gänzliche Beseitigung der Kampfgesetze hinzuwirken, die richtige Auslegung der neuen Gesetze zu vertheidigen, deren Ausführung zu überwachen, das fordert jetzt die Thätigkeit der Katholiken im Reichstag. Es ist ferner zu bedenken, daß in einer Nation, bei der die religiösen Verhältnisse gemischt und der Protestantismus als Staatsreligion angesehen wird, sich Veranlassungen zu religiösen Reibungen finden können, bei denen die Katholiken berufen sind, ihre Ansichten in gesetzlicher Weise zu vertheidigen, oder ihren Einfluß zur Besserung der Lage geltend zu machen. Auch wollen Sie nicht verfehlen, hervorzuheben, daß eine katholische parlamentarische Partei, welche für die unhaltbare Lage des erhabenen Hauptes der Kirche Mitgefühl hat, passende Gelegenheiten benützen kann, um die Wünsche ihrer katholischen Landsleute zu Gunsten des Papstes auszusprechen und zur Geltung zu bringen. Dem Centrum in seiner Eigenschaft als politische Partei ist stets unbeschränkte Aktionsfreiheit eingeräumt worden. Sobald es sich aber um die Interessen der Kirche handelt, würde es in dieser Eigenschaft dieselbe nicht nach eigener Anschauung vertreten können. Wenn der hl. Vater geglaubt hat, dem Centrum seine Wünsche hinsichtlich des Septennats auszusprechen zu müssen, so ist es das dem Umstande zuzuschreiben, daß die Frage mit Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung zusammenhängt. Zunächst sind triftige Gründe vorhanden, anzunehmen, daß für die endgiltige Revision der Maigesetze ein mächtiger Impuls und eine große Berücksichtigung seitens der Regierung zu erwarten wäre, wenn Letztere durch das Benehmen des Centrums bei der Abstimmung über das Septennat befriedigt worden wäre. Der hl. Stuhl hätte dann in weiterer Linie durch Vermittelung des Centrums auf die Erhaltung des Friedens hingearbeitet, und auf diese Weise das Berliner Gouvernement verpflichtet und ferner daselbe günstig für das Centrum und freundlich für die Katholiken gestimmt. Schließlich hat der hl. Stuhl mit

dem hinsichtlich des Septennats erteilten Rathschlage eine neue Gelegenheit herbeiführen wollen, sich dem Kaiser von Deutschland und dem Fürsten Bismarck angenehm zu machen. Andererseits kann der hl. Stuhl vom Standpunkte seiner eigenen Interessen, welche mit den Interessen der Katholiken identisch sind, sich nicht eine Gelegenheit entgehen lassen, durch welche er für die Verbesserung seiner künftigen Lage das mächtige deutsche Reich günstig stimmen könnte. Die vorstehenden Betrachtungen, welche nach der Anschauungsweise des hl. Stuhles auf die mit dem Septennat zusammenhängenden religiösen und moralischen Fragen sich beziehen, hatten den hl. Vater veranlaßt, seine Wünsche dem Centrum erkennen zu geben. Das gegenwärtige Schreiben, welches gleich dem früheren die erhabenen Ansichten Sr. Heiligkeit wiedergibt, wollen Sie dem Baron Frandenstein mittheilen und ihn beauftragen, es zur Kenntniß der Centrumsmitglieder zu bringen.

Cardinal Jacobini.“

In dieser Note werden die Gründe angegeben, welche den hl. Vater bestimmt haben, dem Centrum seine Wünsche in Betreff des Septennates, mitzutheilen. Das Septennat ist zwar nur eine rein weltliche Sache und hätte an und für sich den Papst nicht veranlaßt, sich darüber zu äußern, allein nach seiner Ansicht hängt diese Frage mit Fragen von religiöser Bedeutung zusammen. Selbstverständlich ist das kein innerer, sondern nur ein äußerer und zwar ganz vorübergehender Zusammenhang. Der hl. Vater hoffte nämlich, daß es auf die endgiltige Revision der Maigesetze von großem Einflusse gewesen wäre, wenn das Centrum durch Annahme des Septennates der Regierung einen Gefallen erwiesen hätte. Auch glaubte der hl. Vater durch seine Schritte für das Septennat für die Erhaltung des Friedens zu sorgen, und endlich die mächtige deutsche Regierung gewinnen zu können, daß sie zur Hebung der unerträglichen Lage des hl. Stuhles in Rom mitwirke.

Das waren die großen Gesichtspunkte, die für den hl. Vater bei seinem Eintreten für die Annahme des Septennates maßgebend waren. Es wäre engherzig, diese Gesichtspunkte zu verkennen. Dem Papste, als dem Oberhaupte der Kirche, liegt die Sorge ob für den geordneten Stand der Kirche in den einzelnen Staaten. Mit Festigkeit, Klugheit und Ausdauer sucht Leo XIII. seiner erhabenen Aufgabe zu entsprechen. Nicht minder liegt es ihm im Interesse der Kirche am Herzen, daß der unwürdigen Lage, in welche der hl. Stuhl durch die italienische Regierung gedrängt ist, ein Ende gemacht werde. Keine Regierung in Europa könnte so entschieden zu Gunsten des hl. Stuhles gegenüber Italien eintreten, als die starke Regierung des mächtigen deutschen Reiches. „Leo XIII., so sagt die „Niederrh. Volksztg.“, mußte nicht den scharfen Blick haben, mit dem Gott ihn für die schwere Entscheidungsstunde auszeichnen wollte, wenn er nicht von der Höhe des Vaticanus die Machtstellung Deutschlands auch unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Weltlenkung richtig schätzte und würdigte.“

Das Centrum hat gewiß keinen Augenblick gezögert, den erhabenen Standpunkt Leo XIII. in der vorliegenden Frage anzuerkennen. Allein es mußte sich fragen, ob durch ein Eingehen auf die Wünsche des hl. Vaters den großen Absichten desselben auch wirklich gedient werde. Diese Frage konnte allein vom Centrum entschieden werden und deswegen hat auch der Papst dem Centrum die Entscheidung überlassen. Das Centrum aber entschied sich, gegen das Septennat zu stimmen, und nur ein Triennat zu bewilligen. Das Centrum sagte sich, daß es, als Partei wenigstens, nicht für das Septennat stimmen könne, weil es sonst gegen sein Programm verstoßen und somit das Vertrauen des katholischen Volkes einbüßen würde. Sein Programm bezüglich der militärischen Fragen ist so klar, daß jede Zweideutigkeit ausgeschlossen ist. Das Land wehrhaft zu halten im vollen Sinne des Wortes, erkennt das katholische Volk als unabwiesbare Pflicht an. Forderungen

aber, die darüber hinausgehen, erachtet das Volk nicht als zulässig. Das Centrum beugte sich, trotz mancher entgegenstehender Zweifel vor den Gutachten der militärischen Auctoritäten und bewilligte Alles, was die Regierung verlangte, aber auf kürzere Zeit als die Regierung will. Die Vertretung des Volkes sollte eben — das war der leitende Gedanke des Centrum — nach drei Jahren in die Lage kommen, von Neuem die Nothwendigkeit der Mehrbelastung zu prüfen. Damit war das Centrum bis an die Grenzlinie seines Programmes gegangen. Nun wäre gewiß den Regierungsparteien nichts erwünschter gewesen, als wenn man das Centrum der Wortbrüchigkeit gegen seine Wähler hätte beschuldigen können. Die Folgen wären kaum anders gewesen, als: Spaltung und Zerfegung, allmähliges Zerbröckeln und endliches Verschwinden der Centrumspartei.

Diese Folge konnte das Centrum am besten voraussehen und deswegen hat es geglaubt, gegen das Septennat stimmen zu müssen. Es hat, wie der Papst es wünschte, seinen Rath in Erwägung gezogen, hat denselben zwar formell abgelehnt, aber sachlich nach der Meinung des hl. Vaters gehandelt, indem es dasjenige vermieden hat, was eine Auflösung des Centrum herbeiführen würde. Denn der hl. Vater, der sich schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten in den rühmlichsten Worten über die Haltung des Centrum ausgesprochen, möchte um keinen Preis ein Aufhören des Centrum, sondern wünscht entschieden den Fortbestand der Centrumspartei. Das ist in dem oben angeführten Brief aufs unzweideutigste ausgesprochen.

Es heißt in demselben: **Der hl. Stuhl erkennt die Verdienste beständig an, welche das Centrum und seine Führer sich in der Vertheidigung der katholischen Sache erworben haben... Die Aufgabe der Katholiken, ihre religiösen Interessen zu beschützen, kann noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden... Auf die vollständige Abschaffung der Kampfesgesetze hinzuwirken, die richtige Auslegung der neuen Gesetze zu vertheidigen und ihre Ausführung zu überwachen, das alles fordert jederzeit die Thätigkeit der Katholiken im Reichstage.**

Leo XIII. hat zwar aus der Anerkennung, die er dem Centrum zollt, niemals ein Hehl gemacht, aber so feierlich, so voll und ganz, wie in diesem Schreiben, hat er seiner Anerkennung noch nie Ausdruck gegeben.

Diese Anerkennung ist um so schätzenswerther, als der Papst ja voraussehen mußte, daß ein solches Lob des Centrum zumal im gegenwärtigen Augenblicke in Berlin sehr übel gedeutet werden würde. Wenn er trotzdem mit seiner Anerkennung nicht zurückhielt, so erhöht das sein Lob noch um ein Bedeutendes.

Das Centrum ist also auch für die Zukunft nothwendig. Das hat der hl. Vater ausdrücklich erklärt. Und zwar ist es nothwendig, um auf die vollständige Beseitigung des Culturkampfes hinzuwirken, um die richtige Auslegung der neuen Gesetze zu vertheidigen, und deren Ausführung zu überwachen, sowie bei religiösen Reibungen, die in dem überwiegend protestantischen Preußen-Deutschland mir zu leicht möglich sind, die katholische Sache auf gesetzlichem Wege zu vertheidigen und die Lage der Katholiken zu verbessern.

Nun brauchen wir keine Wahlhirtenbriefe mehr. Das Oberhaupt der Kirche selber hat dem Centrum das herrlichste Lob erteilt und seinen Fortbestand für nothwendig erklärt. Eine stärkere Mahnung, am nächsten Wahltag mit aller Kraft für den Fortbestand des Centrum einzutreten, kann es nicht geben, als das Wort unseres erleuchteten glorreich regierenden hl. Vaters.

Jeder Katholik weiß also die Wahlparole für den 21. Februar. Möge Niemand dem Willen des hl. Vaters entgegenhandeln!

Des Reichstages Mehrheit gerechtfertigt aus dem Munde der Gegner.

Nach der Reichsverfassung soll die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres im Wege der Gesetzgebung (d. h. durch übereinstimmende Mehrheitsbeschlüsse des Bundesrathes und des Reichstages) festgestellt werden. Die Mitwirkung des Reichstages bei der Feststellung ist darum ohne Verletzung der Verfassung nicht zu umgehen. Wenn nach einer anderen Bestimmung der Verfassung der Kaiser den Präsenzstand, die Gliederung und Eintheilung der Contingente des Reichsheeres zu bestimmen hat, so ist nicht zu übersehen, daß dort nicht von der Friedenspräsenzstärke des Heeres, sondern von dem Präsenzstande der Contingente die Rede ist. Unter Contingenten versteht man aber bekanntlich die auf die einzelnen Bundesstaaten fallenden Theile des deutschen Heeres. Deren Präsenzstand hat also der Kaiser nach Maßgabe der im Wege der Gesetzgebung festgestellten Friedenspräsenzstärke des Heeres zu bestimmen.

Der jetzt aufgelöste Reichstag hat die von der Regierung beantragte Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 41,000 Mann nicht auf sieben Jahre, wie die Regierung wollte, sondern nur auf drei Jahre bewilligt. Daß er verfassungsmäßig dazu berechtigt war, stellt Niemand in Abrede; es kann sich also nur fragen, ob politische oder andere Gründe eine Bewilligung auf sieben Jahre nothwendig machten.

Als kurz vor dem Zusammentritt des letzten Reichstages (25. November) die der Regierung nahestehenden Blätter die Vorlegung eines Militärgesetzes mit siebenjähriger Bewilligung einer nicht unerheblich erhöhten Friedenspräsenzstärke in Aussicht stellten, schrieb die liberale „Köln. Ztg.“ (24. Nov.): „Wenn die Opposition gegen die Armeeforderungen sich nicht auf die Heeresziffer bezieht, sondern auf die siebenjährige Bewilligungszeit sich beschränkt, so droht keine ernste Gefahr.“ Das heißt doch wohl: Ob sieben Jahre oder nur drei, das macht nichts; wenn nur die erhöhte Präsenzstärke bewilligt wird! Die „Conservative Correspondenz“, das deutsch-conservative Parteiblatt, schrieb am 20. November, sie vermöge schlechterdings nicht einzusehen, welchen principiellen oder selbst auch nur erheblichen praktischen Unterschied es mache, ob die Regierung alle drei oder alle sieben Jahre mit dem Parlament über unsere Heereseinrichtungen zu feilschen genöthigt sei. . . Man glaube anscheinend eine aussichtsvolle Wahlcampagne auf die Frage der Erneuerung des Septennats gründen zu können. Um eine solche reine Opportunitätsfrage (Zweckmäßigkeitsfrage) — denn das sei der Streit um einen dreijährigen oder fünfjährigen oder siebenjährigen Turnus — werde sich nach ihrer innersten Ueberzeugung auch nicht ein Finger im Volke rühren oder irgendwo ein Pulschlag in ein schnelleres Tempo gerathen.“ Die prot. „Kreuzzeitung“ sprach sich am 22. November dahin aus, man solle die Behandlung der Heeresfrage dem Streit der Parteien ein für allemal dadurch entziehen, daß man die Heeresstärke dauernd, d. h. bis zu anderweitiger Verständigung feststelle; diese Auffassung, meinte sie, werde in sehr weiten Kreisen Anklang finden, während es unmöglich sei, Jemanden für die Frage zu begeistern, ob die Heeresstärke auf sieben oder nur auf drei Jahre festgestellt werde. Der prot. „Reichsbote“ meinte sogar am 23. Nov., besser, als ein Septennat, wäre es vielleicht, die Präsenzstärke bei jedem Jahresetat festzustellen, weil dann die Agitation ermüden und nicht mehr den Eindruck machen würde.

Maßgebende Blätter also der nationalliberalen und der conservativen Partei bezeichneten es vor der Eröffnung des Reichstages als gleichgültig, ob die geforderte Vermehrung der Heeresstärke auf drei oder auf sieben Jahre bewilligt würde; — nachdem die Mehrheit des Reichstages sich für eine dreijährige Bewilligung entschieden, die

siebenjährige Bewilligung abgelehnt hat, erheben dieselben Blätter einen Pörm, als habe der Reichstag eine Forderung von der allerhöchsten Bedeutung abgelehnt und das Vaterland in Gefahr gebracht. Was noch vor neun Wochen im höchsten Grade gleichgültig war, ist mit einem Male eine Sache von höchster Bedeutung geworden, wiewohl von Seiten der Regierung keine Eröffnung gemacht worden ist, die geeignet sein könnte, der Frage, ob sieben oder drei Jahre, eine höhere Bedeutung zu geben.

Einzelne nationalliberale Blätter gingen vor 8 oder 9 Wochen noch weiter. Der „Hannoversche Cour.“, das Leitblatt des Herrn v. Bennigsen, fand am 24. November die geforderte Erhöhung der Präsenzstärke zu groß und meinte, die Regierung werde noch mit sich reden lassen, unabänderliche Forderungen habe sie wohl nicht gestellt, und die „Köln. Ztg.“ forderte am 29. November den Reichstag auf, sich mit der Regierung, ohne viel Aufhebens in der Oeffentlichkeit zu machen, über das knappste Maß des Nothwendigen nach Höhe und Dauer zu verständigen, damit das unumgänglich Nothwendige mit eindrucksvoller Mehrheit bewilligt werde. Die Mehrheit des Reichstages hat die Höhe der Regierungsforderung voll bewilligt und selbst in Betreff der Dauer mehr als das knappste Maß zugestanden, da sie nicht, wie früher mehrmals beantragt worden ist, beschlossen hat, es solle jährlich bei der Etatsberathung die Friedenspräsenzstärke festgestellt werden, hat also weit mehr bewilligt, als zwei hervorragende regierungsfreundliche Blätter für nothwendig oder selbst für wünschenswerth hielten — und dennoch wird die Mehrheit mit den schwersten Vorwürfen überschüttet und gegen sie sogar der Vorwurf erhoben, als übe sie Landesverrath!

Als die im Jahre 1871 gemachte dreijährige Bewilligung der Friedenspräsenzstärke ihrem Ende zuging, forderte die Regierung eine dauernde Feststellung der Friedenspräsenzstärke und begründete die Forderung in derselben Weise, wie sie jetzt die Forderung einer siebenjährigen Bewilligung begründet hat. Herr v. Bennigsen beantragte, unterstützt, wie er sagte, von seinen sämtlichen Freunden (den Nationalliberalen) und von andern Mitgliedern des Hauses, die geforderte Friedenspräsenzstärke, statt auf unbestimmte Zeit, auf sieben Jahre zu bewilligen; im Namen der Conservativen erklärte Herr v. Malchahn-Gülz, sie hätten gelernt, Neigung und Interesse dem Wohle des Landes unterzuordnen, und die verbündeten Regierungen konnten, wie der Kriegsminister v. Kamake sich ausdrückte, den Unterschied zwischen ihrer Vorlage und dem Antrage des Herrn v. Bennigsen in seiner Tragweite nicht für einen derartigen ansehen, um eine Verständigung auf Grundlage desselben zurückzuweisen. Herr v. Bennigsen setzte eine siebenjährige Bewilligung an die Stelle der dauernden Bewilligung, die Mehrheit des aufgelösten Reichstages hat an die Stelle der siebenjährigen Bewilligung eine dreijährige gesetzt. Hat Herr v. Bennigsen nicht reichsfeindlich gehandelt, dann hat es um so weniger die Mehrheit des letzten Reichstages, und konnte die Reichsregierung auf den Antrag des Herrn v. Bennigsen eingehen, dann konnte sie, so sollte man denken, um so eher auf den Beschluß des letzten Reichstages eingehen; denn zwischen dauernd und sieben Jahren ist ein weit größerer Unterschied als zwischen sieben Jahren und drei Jahren!

Die Auslassungen conservativer und nationalliberaler Blätter, das Verhalten der nationalliberalen und conservativen Partei gegenüber der Forderung einer dauernden Feststellung der Friedenspräsenzstärke im Jahre 1874 und das Verhalten der Regierungen gegenüber dem Bennigsen'schen Antrage auf siebenjährige Feststellung der Friedenspräsenzstärke sind eine glänzende Rechtfertigung des Centrum's und anderer Parteien gegenüber den schweren Anschuldigungen, die man wegen ihrer Haltung in der Militärfrage gegen sie erhoben hat. (Westf. Volksbl.)

* Zwölfter Jahresbericht der deutschen National-Stiftung von Santo campo zu Rom für das Jahr 1886.

(Schluß.)

III. Kirchliche Feste.

Am Schmerzensfreitag, dem Titelfeste unserer Kirche zur Schmerzhafte Mutter, hielt Herr Prof. Dr. Rohling die Festpredigt, der Hochwürdigste Herr Fürst-Erzbischof Schönborn von Prag spendete den Sakramentalen Segen. — Die Feter am Charfreitage wurde in diesem Jahre dadurch gehoben, daß nach Beendigung der Kreuzwegandacht auf dem Gottesacker Se. Eminenz Cardinal Melchers predigte und die Schola Gregoriana die herrlichen Improperien von Palestrina sang. — Am Frohnleichnamfest hielt Herr Prälat von Montel das Hochamt, bei welchem Se. Eminenz, der Herr Cardinal-Protektor auf dem Throne assistirte, nach dem Evangelium predigte und bei der Procession das Allerheiligste trug. Das Collegium Germanicum hatte in herkömmlicher Weise Gesang und Altardienst übernommen. — In diesem Jahre wurde zum ersten Male am Abende vor Allerheiligen eine Gedächtnißfeier an die Verstorbenen begangen. Nach der Predigt Sr. Eminenz des Cardinals Melchers zogen die Gläubigen, brennende Kerzen in den Händen, in Procession auf den an die Kirche stoßenden Gottesacker, der mit zahlreichen Lichtern auf den Gräbern und ringsum auf der Mauer beleuchtet war. Der Gesang des Libera von Haller, durch die Schola Gregoriana unter Posaunen-Begleitung vorgelesen, machte in der Stille der Nacht, unter dem Schatten der Cypressen und Trauerweiden, in Mitte all der Lichter einen ungemein ergreifenden Eindruck; der Sacramentale Segen schloß die erhebende Feier.

IV. Kirche, Hospiz und Gottesacker.

Der Chor der Kirche erhielt durch die polychromirten Original-Abgüsse der zwölf Apostel am Grabmale des hl. Sebaldus zu Nürnberg einen neuen Schmuck; Frau Schmidt-Scharff aus Frankfurt schenkte die reich im altchristlichen Stil gestickten Stäbe für ein Messgewand, Frä. Julia Pfennings eine kunstvoll gestickte Pultdecke. — Zur Wiedervereinigung Deutschlands im Glauben wurde aus frommen Beiträgen, welche Frau v. Massow gesammelt hatte, eine jährliche Messe ad tollendum schisma gestiftet, die letzte von den zwölf zu diesem edlen Zwecke fundirten hl. Messen. — Aus der vom Römischen Municipium zum Abbruch verurtheilten Kirche der hl. Elisabeth wurden die Grabsteine nach Campo santo übertragen, die Marmorstatuen der vier großen Kirchenväter auf dem Friedhof aufgestellt. — Da die Grabstellen für distinguirte Todte nahezu occupirt sind, wurden neben dem Crucifix in Mitten des Friedhofs drei neue größere Gräfte angelegt, von denen die eine zum Begräbniß der Priester bestimmt wurde. — Im Ganzen kamen auch in diesem Jahre zwölf Leichen zur Bestattung, unter ihnen die des in weiten Kreisen bekannten Malers Albert Küchler, der, aus Kopenhagen gebürtig, zur katholischen Kirche zurückkehrte und als Frä Pietro im Franziskanerkloster von San Bonaventura starb. Die Akademie der Künste zu Kopenhagen und seine Freunde setzten ihm den Leichenstein. Ein anderes Denkmal, das des Herrn v. Plummern, gab dem Friedhofe den längst gewünschten Schmuck einer Lampe in Mitten des Gottesackers; Leuchter und Laterne von vortrefflicher Schmiedearbeit ist das Werk des bekannten Meisters Koch in Köln; die Zeichnung hatte Herr Caplan Göbbels daselbst zu entwerfen die Güte gehabt.

Zur Beherbergung der armen Pilger erwies sich der Bau eines neuen Schlaffaals als dringende Nothwendigkeit. So wurde denn im Laufe des Sommers hinter der Kirche, nach Süden gelegen, ein hoher, lustiger Saal gebaut; zum Aufenthalt der Pilger über Tags ward ein anderes Zimmer zur Verfügung gestellt. Im Ganzen sind über 150 arme Pilger, welche mit Empfehlungen der

Hochw. Geistlichkeit der Heimath nach Rom gekommen waren, im Hospiz beherbergt worden; an Almosen wurden über 600 Frcs. an sie, wie andere arme oder kranke reisende Landleute vertheilt. — Priester, welche eine Wallfahrt nach Rom machten, fanden stets gastliche Aufnahme im Hospiz. — Um jungen Künstlern zu ihrer Ausbildung einen längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt zu ermöglichen, wurde denselben freie Wohnung und, soweit das Haus ihnen Beschäftigung bieten konnte, auch freie Station bewilligt.

Bei der Anlage neuer Gräfte, wie beim Bau des Pilgerzimmers kam eine Anzahl von Antiquitäten älterer und ältester Zeit zu Tage, die zusammen mit früheren Funden in einer Halle über dem neuen Pilgersaale zu einer kleinen Sammlung vereinigt wurden, Bruchstücke von Säulen, von Sarkophagen und andern Marmorsculpturen, Münzen, altrömische Glasscherben und Mosaiksteinchen u. s. w. Der interessanteste Fund war ein Bruchstück des Grabsteins des Papstes Benedict VI. vom Jahre 974, das in der Mauer der Friedhofskapelle als Baumaterial verwendet worden war. Wie auf unsern Gottesacker diese in Versen abgefaßte Grabchrift gekommen, auf einen Papst, der, durch den deutschen Kaiser Otto II. auf den Stuhl Petri geführt, von der den Deutschen feindlichen Partei in Rom ermordet wurde, wird bei der Dürftigkeit und Unzuverlässigkeit der Quellen aus jener sturmbelegten Zeit wohl ein ungelöstes Räthsel bleiben.

V. Wohlthäter.

Mit innigstem Dank gegen Gott gedenken wir der vielfältigen Unterstützung, welche auch in diesem Jahre der Stiftung zu Theil wurde und durch die allein es möglich gewesen ist, Schulden des Vorjahres abzutragen und so manches Nothwendige und Nützliche anzuschaffen und einzurichten, wie es zumal ein erst in seinen Anfängen stehendes Institut erfordert. — Herr Geheimer Commerzienrath Boch aus Weilach schenkte eine prächtige Mosaikflur für das Museum christlicher Alterthümer und für das Refectorium. Frau Janssen-Pfennings sandte in herkömmlicher Weise ihr Weihnachtsgeldchen von 100 M.; Herr Peter Schwab schenkte 200 M., Herr Kreuzberg 150 Lire. Graf Balesire, Frau Geheim. Commerzienrath Boch, Frau Lina Müller, Frä. Köcker aus Brooklyn in Amerika, eine ungenannte Wohlthäterin und die beiden Herrn Rechtsanwälte Schröder und Fischer schenkten jeder 100 Frcs. Dazu kamen größere und kleinere Geldgeschenke von verschiedenen andern Wohlthätern. — Die „Augsb. Postztg.“, die „Germania“, die „Kölnische Volkszeitung“, das „Wiener Vaterland“ und eine Anzahl von Wochenblättern und Zeitschriften wurden durch die Verlags-handlungen uns günstig gratis zugestellt. Herr Busiet übernahm auch in diesem Jahre unentgeltlich Druck und Versandt des Jahresberichtes. — Indem wir alle diese Erweise freundlichen Wohlwollens den verbindlichsten Dank aussprechen, und nicht unterlassen, zumal beim hl. Opfer des Himmels Segen und Vergeltung auf unsere Wohlthäter herabzusenden, erlauben wir uns zugleich die ergebenste und vertrauensvolle Bitte, daß jenes Wohlwollen uns auch in dem neuen Jahre bewahrt bleiben möge.

Rom, am Feste der h. drei Könige 1887.

Der Rector.

□ Aus Spokane Falls in Nordamerika

Ist uns ein Blatt der dortigen Lokalzeitung vom 6. Jan. zugekommen, das von einem höheren Gesichtspunkte aus für uns besonders interessant ist. Das Blatt enthält nämlich eine sorgfältige Zusammenstellung der wichtigsten Fortschritte, welche die Stadt Spokane Falls im Jahre 1886 gemacht hat, und erklärt mit Stolz, daß der Rückblick auf diesen Fortschritt höchst befriedigend sei. Der Verfasser zählt nun die verschiedenen Werke, Anstalten und Geschäfte auf, und verzeichnet deren Entwicklung im

abgelaufenen Jahre. Er verwendet dazu sechs enggedruckte Seiten des in amerikanischem Format gehaltenen Blattes. Da ist nun ein deutscher Leser überrascht, bereits in Mitte der zweiten Spalte die Ueberschrift zu finden „Das Schwesternhospital“, und darunter in der dritten „Das Gonzaga-Collegium“. Beiden Anstalten werden beinahe 1½ Spalten gewidmet, einer jeden mehr als irgend einer andern. Und dazu ist das Blatt nicht katholisch.

Weniger dasjenige, was nun von dem Schwesternhaus und dem Gonzaga-Collegium erzählt wird, als vielmehr die Art und Weise, wie davon erzählt wird, ist für uns Deutsche überraschend. Wie könnte in Deutschland ein nichtkatholisches Blatt es über sich bringen, von einem Jesuiten-Colleg anders zu reden als im Tone der Abneigung, des Hasses und der Beschimpfung! Das amerikanische Blatt redet davon, wie von jeder andern Einrichtung in der Stadt, ja es sieht darin, gerade wie in den Fabriken, Wasserwerken, Telephoneinrichtung u. s. w. ein Stück des „hochbefriedigenden Fortschrittes“ der Stadt. Es ist eine Anstalt, welche Verkehr, Bildung und Leben in die Vaterstadt ziehen hilft, und wird darum theilnehmend begrüßt. Darum bringen es die Amerikaner auch vorwärts, und zwar mit Riesenschritten vorwärts. Es ist erstaunlich, was der ganz trockene, bloß aufzählende Bericht Alles enthält. Wie armselig, wie beschränkt und wie zurückgeblieben nehmen sich dagegen unsere deutschen Zustände aus! Wenn man, gewohnt an den rohen und bornirten Ton unserer liberalen Zeitungen, so ein amerikanisches Blatt über katholische Kirchen und Klöster sprechen hört, ist es einem gerade, als käme man aus einer ordinären Kneipe in die Gesellschaft gebildeter und anständiger Leute. Darum kommen die Amerikaner auch zu etwas, denn sie haben keinen Kulturkampf und keine Steuerlast, kein Septennat.

Ein gebildeter Verbrecher.

Criminalfall aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am Abend des 14. August 1808 hatte sich eine auferlesene Gesellschaft in den Salons der Marquis de Laujeon in Paris eingefunden. Man feierte den Geburtstag der Marquise und die vielen Freunde des Hauses waren sämtlich gekommen, der hochgeachteten Dame ihre Glückwünsche darzubringen. Der Marquis hatte als großer Musikfreund aber noch für eine besondere Ueberraschung Sorge getragen. Die ersten Künstler der italienischen Oper waren eingeladen. Durch das Erscheinen so vieler Koryphäen erhielt die Festlichkeit in der That einen besondern Glanz.

Eine einzige Dame, jung und schön, nahm an der allgemeinen Festesfreude keinen Theil. Versunken in tiefe, schwermüthige Gedanken, schien sie das, was um sie her vorging, kaum zu gewahren. Fast krampfhaft hielt ihre Hand ein Medaillon. Sie trug Halbtrauer. Es war Marion de Vermont. Heute vor sechs Jahren war ihr heißgeliebter Gatte von Mörderhand gefallen und ihr Herz empfand den Schmerz um seinen Verlust noch in ursprünglicher Kraft. Nur die dringendsten Bitten der Marquise, ihrer Pensionsfreundin, hatten sie bewegen können, sich bei der Festlichkeit einzufinden. Nun bildete ihre Erscheinung doch einen seltsamen Contrast zu den anderen gepuderten fröhlichen Menschen, die indessen alle des jungen Weibes Geschick kannten und seinen Schmerz ehrten. Sänger und Sängerinnen lösten sich in Vorträgen ab, dann setzte sich ein Herr, den einer der Künstler mit Bewilligung des Marquis eingeführt, an das Klavier, um einige Piecen eigener Composition vorzutragen. Dieselben fanden ebenso wie die Fertigkeit, womit sie gespielt wurden, allgemeinen Beifall. Der Fremde, welcher de Bourdon hieß, bat um die Erlaubniß, ein selbstgedichtetes und

in Musik gesetztes Lied zum Besten zu geben. Selbsttredend wurde sie gerne gewährt und der bei der äußerst wohlklingenden Stimme trefflich zur Geltung kommende Text, wie auch die allerliebste neckische Melodie rissen die Zuhörer abermals zur Bewunderung hin. Welch' ein reichbegabter Mann war doch dieser Herr de Bourdon, der das Talent des Dichters und des Componisten auf so vollkommene Weise in sich vereinigte!

Nur Frau de Vermont verhielt sich nach wie vor schweigend; die allgemeine Munterkeit stimmte sie eher noch trauriger und sie schied sich an, sich zurückzuziehen. Die Marquise gewahrte es und bat sie, noch einige Augenblicke zu verweilen, da der Herr, welcher vorhin das prächtige Lied gesungen, abermals ein solches eigener Dichtung und Composition, jedoch in ernsthafterem Genre, zum Vortrage bringen werde.

Marion ließ sich bewegen. In demselben Moment begann der Fremde ein Vorspiel voll tiefer Empfindung und außerordentlicher Zartheit des Ausdrucks und intonirte dann eine Romanze, die in Wort und Melodie eine gleich hohe seelenvolle Auffassung bekundete.

Plötzlich ging mit Frau de Vermont eine seltsame Veränderung vor. Ihre Apathie verschwand mit einem Schlage, sie begann mit fast fieberhafter Spannung zu lauschen und fuhr sich mehrfach mit der Hand über die Stirn, als gälte es, sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, daß vielmehr Alles, was da laut wurde, in Wirklichkeit an ihr Ohr drang. Kaum war das Lied beendet und der sich noch rauschender als vorhin äußernde Beifall verstummt, als sie auf den Sänger zutrat, ihm ebenfalls einige verbindliche Worte über den vollendeten Vortrag sagte und ihn dann lebhaft fragte, wer der Dichter dieser herrlichen Romanze sei. „Sie sehen ihn vor sich, gnädige Frau“, lautete die in bescheidenem Tone gegebene Antwort. — „Ah, in der That? Und wo ist das Werk im Druck erschienen?“ — „Bis jetzt noch nirgendwo.“ — „Es ist wohl neueren Ursprunges?“ — „Doch nicht, gnädige Frau, ich verfaßte es schon vor längerer Zeit.“ — „So, so“, murmelte Marion. Sie war todtbleich und ihre Lippen zuckten. Allein ein geheimer Gedanke schien ihr Kraft zu verleihen: „Zweifelloß haben Sie diesem oder jenem Freunde eine Abschrift ertheilt.“ — „Auch das nicht.“ — „So wäre es wohl vermessen, Sie um eine solche zu bitten? Ich wünsche sie gar zu gerne, da der Text mir außerordentlich gefällt.“ — „Ich fühle mich hochgeehrt, gnädige Frau, und werde mir morgen, wenn es Ihnen so genehm ist, selbst gestatten, sie Ihnen zu überreichen.“ — „Nein, nicht morgen, gleich, gleich, wenn ich bitten darf, mit dem Anbruche des nächsten Tages gedenke ich zu meinem Gute zurückzukehren.“ — „Aber wie kann ich —“ — „Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?“ fuhr Marion dringend fort. „Sie werden diese kleine Artigkeit einer Dame, die Sie so angelegentlich darum bittet, nicht abschlagen?“ — „Wie vermöchte ich das, gnädige Frau? Sie beschämen mich durch Ihre Liebenswürdigkeit. Ich will Ihnen sofort nicht nur den Text, sondern auch die Musik aufschreiben. Der Herr Marquis de Laujeon hat zweifelloß die Güte, mir ein Zimmer und die nöthigen Schreib-utensilien anweisen zu lassen.“

Der Genannte war ebenso, wie die übrigen Umstehenden nicht wenig verwundert diesem Zwiegespräche gefolgt. Er begriff das lebhafteste Verlangen Frau de Vermont's nach einem verhältnißmäßig so unwesentlichen Gegenstande nicht, beeilte sich aber nichtsdestoweniger aus Gefälligkeit gegen die Dame, den Fremden in ein Nebenkabinett zu geleiten. Während dessen ersuchte auch Marion die Marquise mit fast versagender Stimme, sie in ein anderes Gemach zu führen, da sie sich sehr angegriffen fühle. Die Herrin des Hauses legte alsbald den Arm der Freundin in den ihrigen, worauf Beide ebenfalls den Salon verließen. Draußen sagte Frau de Laujeon besorgt: „Du siehst in der That leichenblaß aus; hat Dich

das Lied des Herrn de Bourbon so ergriffen?" -- "Ach, wenn Du es wüßtest, Athenais!" -- "Was denn, mein Herz?" -- "Noch kann ich es Dir nicht sagen; die nächste Stunde wird Dir jedoch Alles offenbaren." -- "Ist es denn etwas so Schreckliches?" -- "O bringe jetzt nicht weiter in mich." Die beiden Frauen traten damit in das Boudoir der Marquise, wo sich Marion erschöpft auf einen Divan niederließ. "Willst Du Dich mir, Deiner treuesten Freundin, nicht wenigstens anvertrauen?" fragte die Marquise kopfschüttelnd. -- "Es wäre nicht wohlgethan. Gedulde Dich noch eine Weile, theure Athenais. Nicht wahr, Du nimmst die Abschrift des Liedes von dem Manne in Empfang und bringst sie mir gleich her?" -- "Weßhalb liegt Dir nur so viel daran?" (Schluß folgt.)

Neues aus Kirche und Welt.

*** Rom.** Der "Moniteur de Rome" veröffentlicht nachstehendes Schreiben, welches Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. in Form eines Breve an den "Verein für sociale und wirtschaftliche Studien" in Freiburg (Schweiz) gerichtet hat. Dasselbe trägt die Adresse des Hochw. Bischofs Mermillod und lautet:

"Unser väterliches Interesse wurde durch das Schreiben, welches Du in Deinem und im Namen mehrerer Unserer vielgeliebten Söhne an Uns gerichtet hast, lebhaft angeregt. Diese hervorragenden Persönlichkeiten aus verschiedenen Nationen Europa's haben unter Deinem Voritze in Freiburg einen Verein gebildet, um ihre Ansichten und Erfahrungen auszutauschen zum Behufe eines einträchtigen Wirkens auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft, gegenüber den Stürmen, die diese beunruhigen. Wir selbst haben unaufhörlich in Unseren Sendschreiben auf die Gefahren hingewiesen, welche den Völkern aus der Macht und Vertretung der Gottlosigkeit und ihrer Irrthümer entstehen. In unseren Augen, ehrwürdiger Bruder, kann es daher nichts Passenderes und Wichtigeres geben, als diese Unterstützung zahlreicher Mitarbeiter, die Uns in der Verbreitung wahrer und heilsamer Lehren im Dienste der Kirche und zum Schutze der Gesellschaft gegen die Unglücksfälle, die ihr drohen, behilflich sein wollen. In der That stimmen alle Vernünftigen darin überein, daß das Schwinden der Gerechtigkeit und Wahrheit und die Mißachtung der Religion jene Stürme heraufbeschworen haben, welche seit Langem in Schooße der menschlichen Gesellschaft wüthen. Der sociale Körper ist von einem Gifte durchtränkt, das gewiß die verderblichsten Wirkungen erzeugen wird, wenn die Geister, welche den Lehren der göttlichen Wahrheit, die da ist Christus, zugethan und wenn die Herzen, die erfüllt sind von der Liebe zur Gerechtigkeit und Religion, nicht aber ihre Ruhe finden im Hafen des Heiles. Nur um diesen Preis vermag die schwankende Gesellschaft wieder festen Boden zu gewinnen, und die von dem Menschengeschlechte untrennbaren Leiden und Uebel werden in diesem Mittel Binderung und Stillstand finden. Unser innigster Wunsch ist es daher, die Katholiken unter Anleitung ihrer Oberhirten mit Eifer streben und wirken zu sehen zum Wohle der Religion und der Gesellschaft. Wir sehen es besonders gern, wenn sie die Bemühungen ihrer Kenntnisse und ihrer Liebe und die großherzigen Mittel ihrer Thätigkeit darauf verwenden, die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern.

Dies sind, Wir constatiren es mit Freuden, die Ziele Eurer Anstrengungen und die erhabenen Gesinnungen, welche Dich, ehrwürdiger Bruder, und Diejenigen beseelen, die sich Deinem Wirken beigesellt haben. Und da Euch nichts mehr am Herzen liegt, als hierin der Autorität und den Unterweisungen dieses apostolischen Stuhles zu folgen, so hegen wir die feste Zuversicht, daß Eure gemeinsamen Bemühungen durch ausgezeichnete Erfolge werden belohnt werden. Mittlerweile bitten Wir Gott, daß

er die verirrtten Geister bereit mache, die gesunden Begriffe des Rechtes und der Pflicht aufzunehmen, und daß er den Eifer in den Herzen der Guten immermehr stärke.

Als Unterpfand aber aller himmlischen Gaben und als Zeichen Unserer besonderen Liebe im Herrn ertheilen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, und allen vielgeliebten Söhnen, welche an dem Vereine in Freiburg theilnehmen, aus ganzem Herzen den apostolischen Segen.

*** Rom.** Die Kaiserin-Regentin von China wird dem Papste zu seinem Priesterjubiläum ein kostbares Geschenk senden, welches in der Ausstellung im Vatikan zu sehen sein wird.

*** Afrika.** Cardinal Lavigerie hat in der neuen Kathedrale von Carthago seine Grabstätte unter dem Thore herrichten lassen. Sie ist sieben Meter lang, drei Meter breit und drei Meter tief. Eine schmale Krypta von 17 Stufen führt hinab in den Raum, der die irdische Hülle des großen Erzbischofs aufzunehmen bestimmt ist. Vor einigen Tagen hat Se. Eminenz die Einsegnung der Gruft selbst vorgenommen. Gegen Abend zog er mit den Professoren und den Zöglingen seines Seminars in feierlicher Procession dahin und hielt vor der Einweihung an seine Seminaristen eine tiefergreifende Ansprache. "Ich müßte fürchten", so ungefähr sagte der Cardinal, "euch durch diese Funktion zu betrüben, wenn ich sie nicht mit einigen für mich und für euch heilsamen Worten begleitete. Gott hat mir die Gnade verliehen, daß ich keinen einzigen Tag meines Lebens vorübergehen ließ, ohne an den Tod zu denken, ohne ihn beständig vor Augen zu haben; meine so häufig angegriffene Gesundheit hat dazu beigetragen, mich mit diesem Gedanken noch vertrauter zu machen. Unterdessen schwinden die Jahre und bringen mich dem letzten Augenblicke immer näher; der Gedanke an den Tod wurde mir von Tag zu Tag mehr zur Gewohnheit, er wurde der leitende Gedanke meines Lebens. Ich habe gefunden, daß ich daraus einen zweifachen großen Vortheil zog; 1. lehrt mich der Tod, mein Leben besser einzurichten, -- "Gedenke, o Mensch, an deine letzten Dinge und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen." 2. trieb mich dieser Gedanke stets zu unverbrossener Arbeit an -- "wirke, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann." Und so komme ich diesen Abend mit euch an dieses Grab, im Augenblicke, wo ich mich beim Antritt einer größeren Reise von euch trennen muß, um zu lernen, die Zeit meines Lebens, die mir noch übrig bleibt, wohl anzuwenden und zu arbeiten bis an mein Ende." Nach diesen einleitenden Worten wandte der Cardinal diesen doppelten Gedanken auf seine Zuhörer an und schloß dann: "Der Tag wird kommen und ist nicht mehr ferne, dann werde ich in diesem Grabe ruhen; alsdann bedarf ich eurer Gebete; daß ihr eures Vaters gedachtet und Gott für ihn um Barmherzigkeit anflehet. In aller Demuth rufe ich euch an, als Gegengabe für meine väterliche Liebe, schenkt mir euer Gebet; "erbarmet euch meiner, wenigstens ihr meine Freunde!" Die jungen Missionäre zerslossen in Thränen, der Cardinal stieg ruhig hinab in die Gruft, benedicirte sie und blieb eine Zeit lang dort im Gebete. Dann bewegte sich die ernste Procession, unter Absingung des Psalmes "Miserere" wieder in die Kapelle des Seminars zurück. Der Eindruck, den die Feier auf alle Anwesenden machte, ist unbeschreiblich. Der Cardinal hat auch bereits die Inschrift für sein Grab verfaßt. Als er im vorigen Jahre nach längerer Krankheit die hl. Oelung empfing, diktirte er sie den Umstehenden. Sie lautet (zu Deutsch): "Hier ruht in Frieden, in der Hoffnung auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, die irdische Hülle des Cardinal-Priesters der hl. römischen Kirche, Carl Marcial Alémand Lavigerie, Erzbischofs von Carthago und Algier, Primas von Afrika." (Bamb. Pöbl.)

Diöcesanachrichten.

□ **Speyer**, 1. Febr. Im „Verein der ewigen Anbetung“ beliefen sich während des Jahres 1886 die Einnahmen auf 3212 M. 36 Pf. die Ausgaben auf 2796 M. 45 Pf. bleibt Ueberschuß 415 M. 91 Pf.

Dieser große Ueberschuß erklärt sich aus dem Umstande, daß eine bedeutende Menge von Beiträgen erst gegen das Ende des Jahres eingelaufen sind; auch befinden sich darunter 100 Mark, welche für einen Rauchmantel von einer Gemeinde vorläufig hinterlegt worden sind. Uebrigens wurden 122 Paramentenstücke besorgt, darunter 17 neue und 22 erneute Messgewänder, 2 neue und 6 erneute Rauchmäntel und 287 Stück Kirchenweihzeug. Um unnöthigen Schreibereien vorzubeugen, sei bemerkt, daß Fahnen, Traghimmel und Messdienertalare, Tumbatücher sowie Pluviale zu kostspielige Gegenstände sind, als daß der Verein, so lange dessen Einnahmen, statt sich zu erhöhen nur zurückgehen, und so lange noch an den nothwendigsten Dingen vielfach ein solcher Mangel herrscht, darin etwas schenken oder nachlassen könnte. Was zunächst zum hl. Messopfer und zur Ausstattung des Altares gehört, bildet den ersten Gegenstand der Besorgung für den Verein; wenn dann noch Mittel übrig bleiben, was jedoch leider nicht der Fall ist, dehnt er den Kreis seiner Wirksamkeit gerne auch noch weiter aus. Uebrigens soll damit nicht gesagt sein, daß der Verein obengenannte Gegenstände nicht gerne besorgt, wenn sie vollständig vergütet werden. Der Vortheil dieser Besorgung besteht immer darin, daß die Kirchen eine größere Sicherheit haben, etwas Gediegenes und Wohlfeiles zu erhalten.

* **Speyer**. Kaplan Just in Homburg wurde zum Kaplan in Mainkammer ernannt.

Gebetsverhörung. Dank dem hh. Herzen Jesu und Maria für Befreiung von einem Kopfleiden. W.

Politische Rundschau.

* **Speyer**, 8. Februar.

Zu den Wahlen. Die Centrumpartei befolgt den Grundsatz, in allen Wahlkreisen, in welchen sie einen eigenen Candidaten nicht durchbringen kann, diejenigen Parteien zu unterstützen, welche ihr zur Zeit am nächsten stehen, wenn ihre Candidaten in den Hauptfragen des Centrums, wie in den Verfassungs- und Kulturkampf Fragen genügende Erklärungen abgeben. Dieser Grundsatz wird für die nächste Wahl auch im Wahlkreise **Vandau-Neustadt** maßgebend sein. Nachdem die deutschfreisinnige Partei hier in der Person des Herrn Rector Recknagel aus Kaiserlautern einen Candidaten aufgestellt hat, ist der Candidat des Centrums, Herr Anwalt Dr. Kugler in Vandau zurückgetreten, und er sowohl als die Vorstandtschaft der pfälzischen Centrumpartei bitten die Centrumswähler des Wahlkreises Vandau-Neustadt, gleich im ersten Wahlgang Mann für Mann ihre Stimme dem Herrn Rector Recknagel zu geben, der in all den Fragen, die zur Zeit brennend sind, ganz den Standpunkt des Centrums einnimmt. Wenn alle ihre Schuldigkeit thun, kann es dieses Mal gelingen, den Nationalliberalen drei bis vier Sitze in der Pfalz zu entreißen und sie theils für das Centrum, theils für ihm nahestehende Parteien zu gewinnen.

Die **rheinische Centrumpartei** hielt am verflossenen Sonntag im großen Gürzenich-Saale zu Köln einen Parteitag ab, bei welchem als Hauptredner Excellenz Windthorst selber auftrat. „Eine großartigere Kundgebung, schreibt die „Köln. Volksztg.“, hat das alte Tanzhaus der Kölner Geschlechter in unserm Jahrhundert noch nicht gesehen.“ Man schätzt die Zahl der Theilnehmer gegen 6000. Viele konnten keinen Platz mehr finden. Hr. Landtagsabgeordneter Fuchs eröffnete die Versammlung. Eine

solche Unsumme von Verschöndelung und Verlogenheit, wie dieses Mal, so führte Redner aus, haben wir noch in keiner Wahlperiode erlebt. Die erste Lüge der Gegner ist: Das Centrum hat die zur Erhaltung der Heereskraft nöthigen Mittel verweigert, während doch das Centrum im Gegentheil „jeden Mann und jeden Groschen“ auf drei Jahre bewilligte. Zweite Lüge: Wenn die Opposition siegt, gibt es Krieg. Wie denn? Wer erklärt ihn denn deshalb? Die Franzosen oder der Reichskanzler? Erstes ist ein Unsinn, das zweite eine Bismarcksbeleidigung schlimmster Art, weil der Reichskanzler im Gegentheil den Reichstag versichert hat, wir würden Frankreich nicht angreifen. Wer noch so dumm ist, solche Lügen zu glauben, der trete vor . . . Schallendes Gelächter . . . In der liberalen Wahlversammlung zu Speyer konnte man ähnliche Behauptungen hören. Wer für den Frieden ist, der stimme für den nationalliberalen Candidaten, wer für den Krieg, der wähle den Gegencandidaten. Und ebenso: Der 21. Febr. wird entscheiden, ob das deutsche Reich fortbestehen soll, oder nicht. Der so sprach, war — zu unserm Staunen — der prot. Hr. Kirchenrath Lynker, als Vertreter der mit den Liberalen verbündeten deutschconservativen Partei. Hr. Dr. Clemm, der nationalliberale Candidat für Speyer-Frankenthal, sprach natürlich in ähnlichem Sinne. Er erwähnte auch des Kulturkampfes und sagte, auch er wäre für Beendigung desselben, aber die Kirche müsse sich dem Staate unterwerfen, dieser habe das Oberaufsichtsrecht über jene. Das ist gerade so, als ob wir sagen wollten, Herr Dr. Clemm, ein steinreicher Mann aus Ludwigshafen, möge doch endlich einmal die Socialdemokraten in Ludwigshafen und Mannheim befriedigen, indem er seine Millionen ihnen überläßt.

Doch kehren wir wieder nach Köln zurück. Excellenz Windthorst hielt eine herrliche Rede. Zunächst kam er auf den bekannten Brief des Cardinals Jacobini zu sprechen. Der Raum erlaubt uns am Schlusse dieser Nummer nicht mehr, Ausführlicheres hierüber zu bringen. Wir constatiren aber mit großer Beruhigung, daß wir in unsern Ausführungen in dem heutigen Artikel: „Der hl. Vater und das Centrum“ mit der Auslegung, die Windthorst dem päpstlichen Schreiben gibt, vollkommen übereinstimmen.

Gibt es Krieg? Die nationalliberalen und alle bismarckischen Blätter machen dem Volke einen Wauwau vor, indem sie allerhand Kriegsgerüchte aussprenken. Einer aber, der es wissen kann, und zwar der Kaiser selber hat jüngst bei einem Hoffeste in Berlin zu den anwesenden Generälen sich folgendermaßen geäußert: „Meine Herren, die Reserven werden eingezogen, um instruiert zu werden im Gebrauche des Repetirgewehres. Dies wird neue Kriegsgerüchte verursachen; aber ich kann ihnen sagen, es wird keinen Krieg geben.“ Die vielen unbegründeten Kriegsgerüchte, wie sie mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen gegenwärtig ausgesprengt werden, haben übrigens durch das Fallen der Papiere dem deutschen Nationalvermögen bereits eine Einbuße von vielen hundert Millionen verursacht. Trotzdem werden sie aufrecht erhalten. Ein freventliches Spiel!

Frankreich. In der Kammer ist bei der Budgetberathung der Haß der radikalen Kannaille gegen die katholische Kirche wieder so recht eklatant zu Tage getreten; sie hatte, wie immer bei dieser Gelegenheit, den Antrag auf Streichung des Kultusbudgets gestellt; der Antrag wurde aber abgelehnt, weil man befürchtet, im Falle der Annahme werde das Volk sich gegen die Republik erheben. Cardinal Lavignerie hat zugleich mit sämmtlichen Bischöfen Algeriens in einem Schreiben an die Regierung erklärt, daß er auf die 100,000 Francs Subvention für die katholische Geistlichkeit Algeriens, um welche jedes Jahr eine ekele Debatte im Abgeordnetenhaus sich entspannt, verzichte. Damit hat der edle Erzbischof, der unsterbliche Verdienste hat um die Civilisation in Algier, der „stolzen“ Republik den Bettel vor die Füße geworfen. Eine edle Noblesse, wür-

dig eines katholischen Kirchenfürsten gegenüber einer der erbärmlichsten Regierungen, welche es gegenwärtig auf dem Erdbreis gibt.

Italien hat in seiner Colonialpolitik entschiedenes Pech. Seine Colonie am rothen Meere wurde am 27. Januar von den Abessinern überfallen und drei Compagnien ihrer Besatzungstruppen vollständig aufgerieben. Nunmehr rücken die Abessiner gegen das von den Italienern besetzte Massauah vor und bedrohen dasselbe. Der Ministerpräsident Depretis, welcher diese Mittheilungen in der Deputirtenkammer machte, hat einen Credit von 5 Millionen für nach Massauah zu entsendende Verstärkungen verlangt; 700 Mann mit entsprechender Artillerie sind bereits abgegangen. Der Credit ist zwar ebenfalls bewilligt worden, allein ebenso wahrscheinlich dürfte sein, daß das Ministerium gestürzt wird, denn die Erbitterung des Volkes sowohl wie der Deputirten, welche das Cabinet für die Niederlage verantwortlich machen, ist groß. Die moderne Colonialpolitik scheint überall Unglück zu haben — nicht nur in Kamerun.

Ueber die **bulgarische** Frage ist wenig Neues zu berichten. Die bulgarische Deputation weilt noch in Konstantinopel, um mit der Pforte wegen Lösung der Krisis zu unterhandeln. Ein praktisches Resultat ist aber noch nicht erzielt worden.

Wir kürzen heute unsere Rundschau, weil die Hauptsache derselben bereits in zwei Artikeln der heutigen Nummer niedergelegt ist.

Literarisches.

* **Katholische Warte.** (Pustet, Salzburg.) II. Jahrgang, Heft 11. Inhalt: Johann Emanuel Veith. Ein Lebensbild von J. Maurer. Spruchbänder von Fr. Vinck. Eine Ehrenschild. Erzählung von M. Maryan. (Fort.) Zwei kunstvolle Mousirangen. Von J. M. Sch. Am Kamin. Von Dr. W. Reuter. Prachatis. Von P. J. Bergmann. Allerlei von berühmten Leuten. Von H. Reiter. Hygienische Kapitel. Die Ueberwachung des Athmungsvorganges ein Schutz gegen Krankheit. Von Dr. L. Schmitz. (Fort.) Unter Ruinen. Erzählung von Josefina Flach. Kath. Chronik. Bunttes. — Illustrationen: Johann Emanuel Veith. Porträt. „Ein hoffnungsvoller Seemann.“ Das Stadthor in Prachatis. Das Rathhaus in Prachatis. Fünf Zeichnungen zu den „Hygienischen Kapiteln.“ „Mein oder Dein.“ Nach dem Bilde von Th. Van den Cyken.

* Von den rühmlichst bekannten, in vielen Familien seit langen Jahren eingebürgerten „**Broschüren-Cyclus**“, welcher, von der Kasse'schen Verlagshandlung gegründet, jetzt im Verlage von Ferd. Schöningh in Münster und Paderborn erscheint, ist jedoch das erste Heft des 21. Jahrgangs 1887 erschienen. Wenn wir den Inhalt der 12 Hefte des vorigen Jahrgangs überblicken, so finden wir, daß der Broschüren-Cyclus wiederum Fragen behandelt, welche das katholische Volk auf das Höchste interessieren, und daß die Darstellung eine allgemein verständliche und edle ist. Man kann den ungemein reichen Inhalt des Jahrgangs in drei Abtheilungen unterbringen. Religiöse Gegenstände behandeln die Hefte 1, 2, 5, 9, 10, unter denen namentlich die beiden letzten: Thorheiten und Widersprüche in der Beurtheilung einzelner religiöser Fragen und der Finger Gottes von großem Interesse sind. Vier weitere Hefte, 4, 7, 11, 12 beschäftigen sich mit der socialen Frage, der wichtigsten der Gegenwart. So werden in Heft 4 die Grundlage und Bedeutung der Familie erörtert, in Heft 7 die so bedeutsamen Jugendvereine, in Heft 12 die Vincenz-Bereine, während Heft 11 sich über die Bestrebungen des Socialismus und des Christenthums um den vierten Stand verbreitet. Endlich werden in drei Hefen, 3, 6, 8, historische Themata behandelt, so die Kreuzzüge, Wikund und Papst Pius IX. Der ganze Jahrgang von 260 Seiten kostet nur 1.20 Mark, gewiß ein beispiellos billiger Preis. Für 1887 liegen wiederum eine Reihe von interessanten Aufsätzen aus der Feder hervorragender Autoren vor. Das erste vorliegende Heft des neuen Jahrgangs enthält eine prägnante Biographie des italienischen Priestergrößen Don Bosco, das zweite beleuchtet die „Politischen Interessen der neuesten Zeit“, welche zum Besten unserer katholischen Kirche zu verfolgen unsere heilige Pflicht ist. Wir können das Abonnement wärmstens empfehlen.

Missale Spirese vom Jahre 1500
gesucht.

Diefenbach, Pfarrer in Bacharach.

Das St. Valentinsfest

in Wertesheim wird Montag, den 14. Februar, in herkömmlicher Weise gefeiert.

A. Christmann, Pfr.

Wachskerzen & Wachstöcke

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigsten Preisen.

Aug. Müller,
Speyer a. Rh.

An unsere Leser!

Jedem Katholiken, dem es ernstlich um die Erhaltung des christlichen katholischen Sinnes in seiner Familie gelegen ist, können wir nicht nur als Lektüre zur gemüthlichen Unterhaltung, sondern auch zur geistigen Fortbildung den „**deutschen Hauschat**“ aufs angelegentlichste empfehlen; diese Zeitschrift hat bereits ihren XIII. Jahrgang begonnen. Der „**Deutsche Hauschat**“ erscheint in jährlich 18 Hefen Größt-Quart (Oktober bis Oktober) zum Preise von 40 Pf. per Heft — complet 7 M. 20 Pf. Abonnements werden angenommen bei allen Buchhandlungen — bei den Postämtern jedoch nur halbjährlich (9 Hefen) 3 M. 60 Pf.

Communion-Zettel

(mit Sprüchen und ohne Sprüche)

Kleine Bilder

mit dem
Aufdruck eines Spruches
etc. etc.

empfiehlt billigst die

Jäger'sche Buchdruckerei
in Speyer.

Musterbilder stehen gerne zu Diensten.

Für den heiligen Vater.

Speyer von Einigen M. 5.20. Speyer Frl. Sch. zum Trost der armen Seelen M. 1. Ung. 50 J.

Missionsverein.
Bliestafel M. 4. Speyer ung. 10 J. Speyer 48 J. Ungenannt M. 1. Ruchheim Jub.-Gabe M. 4. Ung. 50 J.

Kindheit-Fest-Verein.
Wiesbach M. 2 (eingelaufen am 16. Jan.) Bliestafel M. 4. Albesheim G. B. M. 20 für ein Heidenkind, Elisabeth zu taufen. Speyer ung. 50 J. Speyer ung. 80 J. Ung. 50 J.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.
Esthal Jub.-Gaben M. 25 (eingelaufen am 5. Jan.) Speyer ung. M. 5 und ung. M. 2. Ung. 50 J.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 8. Februar.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.				Gesiegelt.	Gefallen.
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittelspreis.			
Weizen . . .	2	8 50	8 50	8 50	—	—	—
Korn . . .	16	7 10	7 00	7 07	—	13	—
Gerste . . .	246	8 00	7 00	7 79	—	—	17
Spelz . . .	15	6 30	6 20	6 23	—	23	—
Hafer . . .	6	6 20	6 10	6 17	—	07	—

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonnirt bei der Post, bei Fr. Kleeberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Ledmeister in Landstuhl, S. Dörner in Kaiserslautern, St. Kast in Ebernheim, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Sonnt., 20. Febr. Quinquagesima.
Mont., 21. Von den hl. Engeln.
Dinst., 22. Petri Stuhlfeier in Antiochien.
Mittw., 23. Aschermittwoch.
Donnerst., 24. Mathias, Ap.
Freit., 25. Die Dornenkrone Jesu Christi.
Samst., 26. Margaretha v. Cort, Bist.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewogte. Augustinus.

Speyer, den 20. Februar 1887.

* Ein Jubiläumsgeschenk für den hl. Vater,

oder:

Auf zu den Wahlen für's Centrum!

Bekanntlich feiert der hl. Vater Papst Leo XIII. im December dieses Jahres sein fünfzigjähriges Priester-Jubiläum. Schon vor zwei Jahren haben die Vorbereitungen für dieses Fest begonnen. Tausende von Frauenhänden sind thätig, um in großen Massen kunstgerechte gottesdienstliche Paramente zu fertigen und sie zu Gunsten armer Kirchen dem ehrwürdigen Jubilar zu Füßen zu legen. Die kirchliche Kunst rüstet sich zu einer Ausstellung ihrer Erzeugnisse in den Räumen des Vaticanus. Ein goldenes Messstipendium wird die katholische Welt dem päpstlichen Jubelpriester überreichen.

Alles das ist schön und recht und erhebend für ein katholisches Herz. Allein es ist, wenigstens was die deutschen Katholiken anbelangt, nicht genug. Wir haben in den nächsten Tagen Gelegenheit, dem Papste ein Geschenk zu machen, das an Pracht und Glanz den übrigen Geschenken nicht nachsteht, ja an Bedeutung sie fast übertrifft, es ist unser **Centrum im Reichstage**. Das muß aus den Wahlen hervorgehen, nicht bloß ungeschwächt, sondern noch verstärkt. Das ist das Geschenk, mit welchem wir dem hl. Vater in seinem Jubeljahre eine rechte Freude machen können. Nach diesem Geschenke sehnt sich sein Herz. Denn es schrieb der päpstliche Cardinalstaatssekretär an den apostolischen Nuntius in München „Im Namen des Heiligen Vaters“ also:

„Der Heilige Stuhl erkennt die Verdienste unverändert an, welche das Centrum und seine Führer sich bei der Vertheidigung der Sache der Katholiken erworben haben. Die Aufgabe der Katholiken, ihre religiösen Interessen zu beschützen, kann noch nicht als geschlossen betrachtet werden. Auf gänzliche Beseitigung der Kampfesgefahr hinzuwirken, die richtige Auslegung der neuen Gesetze zu vertheidigen und deren Ausführung zu überwachen, das erfordert jederzeit die Thätigkeit der Katholiken im Reichstage.“

„Außerdem muß man bedenken, daß in einer Nation, die in religiöser Hinsicht gemischt ist, und in welcher der Protestantismus als die Staatsreligion angesehen

wird, Gelegenheit zu religiösen Reibungen sich findet, bei welchen die Katholiken berufen sein würden, ihre Gründe auf gesetzlichem Wege zu vertheidigen, oder auch ihren Einfluß geltend zu machen, um ihre eigene Lage zu verbessern.“

„Auch darf man nicht unterlassen, hervorzuheben, daß eine katholische parlamentarische Vertretung, indem sie sich für die unerträgliche Lage interessirt, die dem Oberhaupt der Kirche bereitet worden ist, günstige Gelegenheiten benutzen könnte, um die Wünsche ihrer katholischen Landsleute zu Gunsten des hl. Vaters auszudrücken und zur Geltung zu bringen.“

So der hl. Vater durch seinen Staatssekretär. Zum Schutze der katholischen Interessen, zur Vertheidigung der Rechte der kathol. Kirche, behufs Eintreten für die Besserung der durch die italienische Revolutionsregierung unerträglich gemachten Lage des hl. Stuhles erklärt der hl. Vater den Fortbestand des Centrum für unerläßlich, für nothwendig.

Das ist doch hoffentlich für jeden Katholiken deutlich genug gesprochen. Es ist gerade soviel als hätte der hl. Vater gesagt: **Wählet zum Centrum, wählet sie wieder, die alten bewährten Centrumsmänner und -Führer.**

Darum hat der „Pilger“ Recht, wenn er sagt: Das liebste Jubiläumsgeschenk ist dem hl. Vater für jetzt die Wiederwahl des Centrum, die Garantie für den Fortbestand des „unerschütterlichen Thurmes.“ Welch ein Schmerz müßte es dem hl. Vater bereiten, wenn wir deutsche Katholiken, bisher seine Freude und sein Stolz, wenn wir deutsche Katholiken, die er so oft andern Völkern zum Vorbild aufgestellt wegen unserer Einigkeit und Festigkeit in dem Toben des Culturkampfes, wenn wir, die wir bis jetzt fest wie die Mauern zusammengehalten und dadurch unbeflegbar waren, wenn wir uns jetzt durch die trügerischen Worte der Gegner des Centrum verleiten ließen, seiner mackelosen Fahne untreu zu werden und in das Lager der Feinde überzulaufen!

Dahin arbeiten die Feinde schon lange, auf die Zerrümmung des Centrum. Mit der Septennatsfrage hat man den stärksten Stoß gegen dasselbe zu führen gesucht. Stimmt das Centrum für das Septennat, dann sollte es dem Volke gegenüber als wortbrüchig hingestellt werden, stimmt es dagegen, dann sollte es als reichsfeindlich erklärt, in beiden Fällen aber zerrümmert werden. Eine unterthänige Mittelpartei, bestehend aus den

sog. Conservativen und den Nationalliberalen, sollte dann an seine Stelle treten. Mit ihr wollte man dann all die schönen Pläne: Das Septennat, die Monopole, die Hunderte von Millionen neuer Reichssteuern, die Verpfuschung der Socialreform, die Verewigung der Ausnahmefetze, die Verschneidung oder Vernichtung der verfassungsmäßigen Volksrechte, die Beseitigung des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechtes, die weitere Schmälerung der bürgerlichen Rechte und Freiheiten erreichen, und endlich zu gelegener Zeit hätte man wieder zu einem neuem Kulturkampf geblasen; denn die Nationalliberalen, mögen sie Freimaurer sein oder nicht, sind und bleiben die verbissensten Kulturkämpfer, sie haben die alten Anführer in diesem Kampfe, Bennigsen und Miquel wieder herbeigerufen, und die sog. Conservativen reiben sich stillvergnügt die Hände, wenn's wieder losgeht.

Täuschen wir uns nicht, das ist der furchtbare Plan, mit dem man sich trägt. Man müßte schier verzweifeln am deutschen Volke, am katholischen Volke, wenn es sich nicht aufmachte, um diesen Plan gründlich zu Schanden zu machen.

Daß dich nicht bethören, katholisches Volk, von den Wölfen im Schafskleide, von jenen erbärmlichen Heuchlern, die, sonst voll Haß gegen das Papstthum und die Kirche, gegenwärtig herumlaufen mit scheinheiliger Miene, das Centrum tadelnd, weil es dem Wunsche des hl. Vaters bezüglich des Septennates nicht entsprochen habe. Wie hätten sie geschrien, wenn das Centrum jenem Wunsche nachgegeben hätte! Da seht diese Ultramontanen, hätte es geheißt, sogar in weltlichen Dingen lassen sie sich von Rom aus dirigiren; Schmach über diese Partei. Seht wird der Spieß umgedreht, und man schreit: Das sind schöne Katholiken, die folgen sogar dem Papste nicht. — Wir haben in unserer letzten Nummer ausführlich über die Stellung des Centrum gegenüber dem erwähnten Wunsche des hl. Vaters gesprochen, so daß wir hier nicht mehr darauf zurückkommen brauchen. An dem, was wir dort gesagt, ändert auch die inzwischen veröffentlichte erste Note des Cardinalstaatssekretärs nichts.

Uebrigens ist die Septennatsfrage bereits fast ganz in den Hintergrund getreten. Heute handelt es sich einfach um Sein oder Nichtsein des Centrum, es handelt sich darum, ob die Centripartei ihre bisherige ausschlaggebende Stellung im Reichstag, als Hüterin der kirchlichen und politischen Rechte des Volkes, behalten soll oder nicht. Wie das Centrum im neuen Reichstage sich zu dem Septennat stellen wird, können wir getrost ihm selber überlassen. Wir wählen für das Centrum. Und mag ein Candidat für noch so gut katholisch angepriesen werden — wenn er kein Centripartei-Mann ist, oder nicht vom Centrum empfohlen wird, wählen wir ihn nicht. Dadurch, daß wir für das Centrum eintreten, entsprechen wir dem Willen des hl. Vaters. Wo wir aber einen eigenen Candidaten nicht durchbringen können, wählen wir wenigstens im Sinne des Centrum, niemals aber wählen wir einen Nationalliberalen oder Socialdemokraten, denn beide sind unveröhnliche Todfeinde der katholischen Kirche, beide sind Todfeinde der christlichen Staatsordnung, wenn auch in verschiedenem Sinne.

Nun hat freilich der Hochwürdigste Herr Bischof von Limburg einen Erlaß an seine Diöcesangehörigkeit gerichtet, in welchem er derselben jede agitatorische Förderung der Opposition gegen das Septennat verbietet, und zwar, wie es darin heißt, auf Grund der bekannten Note des päpstlichen Staatssekretärs. Nach unserem Dafürhalten ist dieser Erlaß durch den Stand des Wahlkampfes, wie er heute ist, bereits überholt und darum gegenstandslos. Denn das Septennat ist Nebensache

geworden. Wenn aber am Schlusse des Erlasses die Worte des hl. Vaters angefügt werden, die er in einem Schreiben an die Bischöfe Spaniens gerichtet, nämlich: „Es ist pflichtwidrig, wenn die Priester sich so tief in Parteibestrebungen einlassen, daß sie mehr das Menschliche als das Göttliche zu besorgen scheinen“ — so entspricht die Anwendung dieser Worte auf Deutschland sicherlich nicht den Absichten des hl. Vaters; denn spanische Verhältnisse sind nicht deutsche Verhältnisse, sonst würde der hl. Vater nicht so entschieden für das Fortbestehen der deutschen Centripartei eintreten. Thut er aber dieses, dann haben die deutschen Priester nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, auf gefestigtem Boden für das Centrum zu wirken.

Wenn daher die „Neustadter Zeitung“, das Organ des nationalliberalen Candidaten für Landau-Neustadt, des Herrn Dr. Büchlin, im Hinblick auf den Limburger Erlaß „erwartet“, daß auch in der Pfalz „gewisse heißspornige Landpastoren... sich ihr bisheriges und das in Zukunft von ihnen einzuschlagende Verfahren bei den Reichstagswahlen überlegen“, so sind die Hoffnungen, welche das genannte Blatt auf diese „Ueberlegung“ setzt, vergeblich — diese Versicherung können wir ihm geben. „Gewisse Landpastoren“ lassen sich durch das neue „Pastoralblatt“, das dem Herrn Bischof von Limburg in der „Neustadter Zeitung“ erstanden ist, und sich sogar anmaßt, in befehlendem Tone zu sprechen, nicht einschüchtern. Vielmehr wird der gesammte Clerus der Pfalz dafür sorgen, daß auf diese unverächtliche Herausforderung der „Neust. Ztg.“, am 21. Februar die richtige Antwort gegeben wird. Wenn je, so fühlt es jetzt die kath. Geistlichkeit daß sie berufen ist, dem Volke Führer zu sein, jetzt, wo der hl. Vater selber das Centrum als Hüter und Wächter der katholischen Sache im Reichstage anerkannt hat, jetzt, wo man auf Seiten der Gegner vielfach jedes Mittel anwendet, das Volk irre zu führen.

Die gegenwärtige Wahl ist von furchtbar ernster Bedeutung. Windthorst hat in seiner Rede auf dem großen Parteitage der rheinischen Centripartei-Männer in Köln am 6. Februar die ganz außerordentliche Wichtigkeit der bevorstehenden Wahlen ans Herz gelegt, hat die Gefahren aufgedeckt, die heute von Innen, von herrschgewaltigem Siege aus, dem deutschen Volke drohen, hat geschildert, was auf dem Spiele steht. Er hat in jener Versammlung eine blühende Rechtfertigung der Haltung des Centrum in der Septennatsfrage gegeben, eine Rechtfertigung auch dieser Haltung dem hl. Stuhle gegenüber. Mit der Ueberlegenheit des großen Mannes brachte er Klarheit in die Lage, stählte er zu neuem Werke die treuen Herzen, goß er Muth und Selbstvertrauen auch in die Verzagtesten. Und wie mit dem Straf Worte des Feldherrn wandte er sich an die Scheuen und Halben, indem er sagte, wenn das Centrum fallen würde, so müßte man auf sein Grabdenkmal die Inschrift setzen:

„Von den Feinden nie besiegt,
Von den Freunden verlassen!“

Da ging, wie die Blätter berichten, eine tiefe Bewegung durch die Versammlung, — einige Augenblicke waren Alle still, als ob sie von einem Schläge getroffen worden wären. Dann aber brach sich stürmisch die innere Bewegung Bahn: „Nein, nein, nie verlassen, fest zum Centrum, treu zu Dir!“ So protestirten, so gelobten von allen Seiten Herz und Mund. So auch wollen wir am Tage der Wahl durch unsere Wahlzettel, dem Willen unseres hl. Vaters folgend, unserer Partei, unserem Windthorst zurufen:

„Fest zum Centrum, treu zu Dir!“

Das sei unser Erstlingsgeschenk für das Jubiläum des hl. Vaters!

* Windthorst's Rede

auf dem jüngsten Parteitage der Centrumpartei in Köln
in Frage und Antwort.

1. Wie stellen wir uns zu der bekannten Note des Cardinalstaatssecretärs?

Windthorst sagt:

Der Erlaß des Herrn Cardinal-Staatssecretärs Jacobini enthält die Willensäußerungen unseres geliebten hl. Vaters Leo XIII. Wir werden stets und namentlich in der gegenwärtigen Zeit jedes Wort, das von unserem hl. Vater zu uns gelangt, mit voller Ehrerbietung und mit freudigem Herzschlag begrüßen. (Bravo!) Es wären entartete Söhne, welchen das Vernehmen der Stimme ihres Vaters unbequem wäre. Unsere Gegner scheinen zu glauben, es läge darin für uns etwas wenig Tröstliches. Wir hören bereits den Jubel an allen Ecken, daß unsere bisherigen Bestrebungen desavouirt seien. Die, welche so jubeln, haben die Situation sehr schlecht begriffen. Wenn Jemand Ursache hat zu jubeln, dann sind wir es. (Bravo. Sehr richtig!) Der hl. Vater erkennt in diesem Erlasse an, daß die Centrumpartei sich in sehr hohem Maße um die Vertheidigung der Rechte der Kirche verdient gemacht habe. (Bravo!) Ich denke, dieses Zeugniß kann uns nur in höchstem Grade erfreulich und neuen Muth bringend sein. Der hl. Vater spricht dann seine Ueberzeugung aus, daß die Centrumsfraction auch jetzt noch fort dauern und für die Folgezeit immer bestehen müsse. (Hört! Hört!) Können wir Besseres verlangen? (Rufe: Nein!) Der hl. Vater hat diese Antwort gegeben auf eine Anfrage des Vorsitzenden der Centrumsfraction im Deutschen Reichstage, des Baron zu Franckenstein, und der hatte gefragt, ob es dem Interesse der Kirche entspräche, wenn unsere Mandate im Reichstage nicht fort dauerten; wir würden dann unsere Mandate nicht weiter fortsetzen. Darauf antwortete der hl. Vater offenbar klar und bestimmt: Nein! Er billigt also sogar die Personen, die bisher in der Fraction waren. (Lebhaftes Bravo!) Können wir einen besseren Wahlauf Ruf machen, als den, welchen der hl. Vater uns hat schreiben lassen?

Ich könnte meinen Vortrag hier schließen und Sie auffordern: Wählet, wie der hl. Vater es will, wählet Männer, die da wissen, was nöthig ist und immer nöthig sein wird, wählet die alten, denn sie haben es gut gemacht! (Stürmischer Beifall.)

2. Ist das Centrum in Fragen rein weltlicher Natur vom Papste abhängig?

Windthorst sagt: In der Note spricht der hl. Vater einen sehr wichtigen Grundsatz aus, nämlich den Grundsatz, daß in Fragen weltlicher Natur die Centrumsfraction, wie jeder Katholik völlig frei und nach ihrer Ueberzeugung urtheilen und stimmen kann, und daß der hl. Vater in diese weltlichen Dinge sich nicht mische. Diesen Grundsatz müssen wir unter allen Umständen unverbrüchlich festhalten; denn wenn wir ihn nicht festhielten, würde das geschehen, was die Freunde des Culturkampfes jahraus jahrein uns vorhalten, nämlich daß wir lediglich nach dem Befinden der geistlichen Oberen unserer Kirche handelten. (Bravo. Sehr richtig!) Wir hätten dann keine Selbstständigkeit. Und darum müssen wir uns über dieses Anerkenntniß des hl. Vaters freuen. Wir werden gegen Jedermann jenen Grundsatz für alle Zeiten festhalten, denn er ist die Basis unserer politischen Existenz. (Bravo.)

Nun wenden unsere Gegner ein: Aber der hl. Vater hat doch ausgesprochen, daß in Beziehung auf das Gesetz wegen der Präsenzstärke der Armee seinen Wünschen nicht entsprochen sei. Meine Herren! Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß der hl. Vater gewünscht hatte, daß das Gesetz angenommen werden möge. Er führt aber in dem Erlaß diesen seinen Wunsch nicht zurück auf den mate-

riellen Gehalt der Vorlage, sondern lediglich auf Zweckmäßigkeitssgründe vom Standpunkte diplomatischer Erwägungen und Beziehungen, und er spricht es deutlich genug aus, daß diese Erwägungen von seinem Standpunkte gedacht und gemacht seien. Es ist unzweifelhaft, daß der hl. Vater seine guten Gründe haben wird, diesen Wunsch realisirt zu sehen. Das bezweifle ich gar nicht, und ich meine, daß, wenn es möglich gewesen wäre, wir ohne Zwang aus freien Stücken diese Bewilligung hätten aussprechen sollen. Aber nur wenn's möglich gewesen wäre; denn Unmögliches kann Niemand leisten. (Sehr richtig!)

3. Warum konnte das Centrum das Septennat nicht bewilligen?

Windthorst sagt: Es war aber nur möglich zuzustimmen, wenn wir unsere Existenz opfereten. Es sollte unbesehen dem Volke, das uns gesandt, ein Maß von persönlichen und Geldopfern auferlegt werden, welche schwer drücken und zu den jetzt vorhandenen Steuern kaum noch ertragen werden könnten. Daneben hatte die Centrumsfraction zu jeder Zeit constant in allen den verschiedenen Stadien, mit aller ihr zu Gebot stehenden Macht dagegen gekämpft, die Militärlasten zu vermehren. In seinem Programm hat es diese Aufgabe fortwährend anerkannt und die Verringerung der Militärlasten gegenüber der Auferlegung neuer Lasten ausdrücklich betont. Auf Grund dieses Programms ist die Centrumsfraction des Reichstages gewählt worden, und wenn wir aus anderen Rücksichten dieses unser Versprechen nicht gehalten hätten, so würden wir uns des Vertrauens unserer Wähler beraubt haben. (Sehr richtig!)

Die Centrumsfraction besteht lediglich und allein auf dem Vertrauen des Volkes; keine andere Stütze steht ihr zu Gebote, und sie ist deshalb mehr als jede andere Fraction im Stande und genöthigt, den Pulsschlag des Volkes zu beachten. Und ich meine, wenn, wie der hl. Vater es ausdrücklich ausgesprochen hat, die Centrumsfraction eine nothwendige ist, für die Vergangenheit war und für die Zukunft sein wird, so muß sie mit derselben Sorgfalt auf diesen Pulsschlag ferner merken. Ich bin überzeugt, wenn wir dem hl. Vater unsere Gründe darlegen, daß er dann seinen treuen Söhnen nicht zürnen wird. Das ist so hergebracht in der Familie, die fest und gut gegliedert ist, daß Vater und Söhne gemeinschaftlich mit einander berathen, gemeinschaftlich mit einander handeln.

Wenn die Gegner glauben, daß der hl. Vater das Centrum ganz und gar verleugnet habe, und mit uns nichts mehr zu thun haben wolle, dann haben sie den Erlaß nicht gelesen oder nicht verstanden; denn derselbe hatte den Hauptzweck, darzulegen, daß die Centrumsfraction nach dem Willen des hl. Vaters und seinem Wunsche fort bestehen müsse. (Bravo!)

4. Weßhalb ist von dem Wunsche des hl. Vaters nicht öffentlich Kunde gegeben worden?

Windthorst sagt: . . . Ich weiß, denn es wurde mir schon vorher in Berlin gesagt, es solle noch ganz besonders über mich hergehen, man wolle mir zu Leibe rücken (Heiterkeit), weil ich mich einer Unterschlagung schuldig gemacht habe. Was heißt Unterschlagung? Es heißt, wenn man einem Berechtigten etwas nimmt und für sich behält. Wer ist der, der ein Recht hat, das zu wissen, was ich unter Discretion erfahren habe? Würde wohl die so sehr geschäftige Tante hier vom Rhein, die „Kölnische Zeitung“, geneigt sein, zu antworten, wenn ich sie frage, welche Depeschen sie vom Kanzler oder von seinen Beamten bekommen hat in Beziehung auf das heutige Fest? (Heiterkeit.) Es ist das zwar sehr gleichgültig, aber es wäre vielleicht doch für unsere Neugierde interessant, es zu wissen. Wir hätten aber kein Recht, eine solche Frage zu stellen; wir achten das Geheimniß der „Köln. Ztg.“,

wenn sie überhaupt eins hat (Heiterkeit), aber wir erwarten, daß man auch unseres achtet. Es wird wohl, wenn ich ins Abgeordnetenhaus zurückkehre, die Sache noch ein Mal erörtert werden; dann werde ich vielleicht noch etwas weiter mich darüber äußern — vielleicht auch nicht. (Heiterkeit.) Ich verspreche in dieser Hinsicht gar nichts. Ich meine aber, daß Jeder sich doch sagen solle, wenn etwas da ist, was zu Unrecht verheimlicht wurde, so hätten nur die ein Recht, sich zu beklagen, welche die Mittheilung gemacht; also in diesem Falle der hl. Vater und seine Rätthe. Wir wollen abwarten, ob die uns angreifen. (Heiterkeit.) Eventuell aber hätten vielleicht dieses Recht auch die Mitglieder der Centrumsfraction. Wir wollen auch da abwarten, was die thun. Ich will nicht alles verrathen, aber doch das andeuten: Mitglieder der Fraction wissen mehr über dies Capitel, als gewisse Leute glauben.

5. Wie wird sich die Centrumsfraction des neuen Reichstages zu dem Wunsche des hl. Vaters stellen?

Windthorst sagt: Es ist selbstverständlich, daß der Erlaß, von dem ich gesprochen, in Rücksicht auf die Stelle, von der er kam und welche uns Allen auf Erden die heiligste ist, beim Zusammentritt des Reichstages von der dann vorhandenen Fraction — jetzt existirt sie nicht — sorgfältigst in Erwägung gezogen werden wird, und daß man in dieser Fraction alles, was in Bezug auf denselben oder in Folge desselben zu geschehen hat, sorgfältig überlegen wird. Dessen aber seien Sie versichert! die Fraction wird bei diesen Berathungen von der tiefsten Ehrfurcht und dem unerschütterlichen Vertrauen zu Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. sich leiten lassen, gleichzeitig aber auch unsere Selbstständigkeit in jeder Weise geltend machen und behaupten, wie ja zu unserer Freude der hl. Vater auch ausgesprochen hat, daß es so sein soll. Und wenn einst im Einzelfalle ein Zweifel vorhanden sein sollte, ob dieses oder jenes Gebiet kirchlicher oder rein weltlicher Natur ist, oder darüber, wie die beiden Gebiete in einander greifen, so wird das im einzelnen Falle zu entscheiden sein. Aber davon können Sie sich überzeugt halten, und dessen seien Sie versichert: die deutschen Katholiken werden immer zum hl. Vater stehen als treue Söhne, wie es guten Katholiken geziemt; und das können Sie glauben: der hl. Vater kennt die Tugenden des deutschen Volkes und der deutschen Männer, und er würde es in keinem Falle übel nehmen, wenn deutsche Männer ein deutsches Wort zu ihm sprechen.

6. Bekommen wir Krieg?

Windthorst sagt: Diese Frage vermag ich nicht zu beantworten, das kann nach meinem Dafürhalten, wenn überhaupt ein Mensch dazu in der Lage ist, nur der Fürst Bismarck. Nun hat aber der Fürst Bismarck erklärt, daß irgend welche Besorgniß Rußland gegenüber nicht bestehe. Weiter auf unser Verhältniß zu Rußland einzugehen, ist hier nicht erforderlich. Ich halte mich einfach an das Wort des Fürsten Bismarck. Nicht so zuversichtlich äußerte sich Fürst Bismarck über unsere Beziehungen zu Frankreich und ich will gern glauben, daß in Frankreich die Revansegelüste noch nicht erstickt sind. Aber das glaube ich, nach den Ereignissen von 1870 wird Frankreich uns nicht angreifen, es müßte denn sein, daß es einen Bundesgenossen hätte und dieser Bundesgenosse könnte nur Rußland sein. Wenn nun Rußland uns keine Besorgniß einflößt, so kann nach meiner Ueberzeugung auch Frankreich dieses nicht. Inzwischen ist es bei allen Verhältnissen, also auch bei internationalen Verhältnissen, hergebracht und kann keinem verübelt werden, wenn Jeder sein Pulver trocken hält, damit man in der Stunde der Gefahr gerüstet dasteht und das Vaterland irgend welchen Schaden nicht leidet. M. H.! Wir stehen hier am Rhein und ich bin fest überzeugt, daß Sie Alle ohne Ausnahme

mit mir einverstanden sind: „Sie sollen ihn nicht haben!“ (Lebhaftes Bravo.)

Wir wollen alle mit derselben Entschiedenheit festhalten an den Errungenschaften des Frankfurter Friedens. Wenn wir genöthigt werden, einem auswärtigen Feinde gegenüber zu treten, dann giebt es keine Parteien in Deutschland, alle werden vereint um die Fahne sich schaaren, welche unser Kaiser uns vorantragen wird. Darüber kann ein Zweifel überhaupt nicht existiren. (Bravo.) Nun aber frage ich, wenn die Sachen so stehen, wie ich vorhin auf Grund der Worte des Fürsten Reichskanzlers ausführte: woher dieser unglaubliche Lärm, der alle Augenblicke ertönt, der die Geschäfte ins Stocken bringt und schwere Verluste herbeiführt? Ich sage mit meinem Collegen Herrn Röderath, es ist ein frivoles Spiel, welches da getrieben wird, und es muß ernsthaft erwogen werden, wie man derartige Anheißer zur Rechenschaft ziehen kann.

Es hängen diese Dinge zum Theil zusammen mit der unglücklichen Speculation, zu welcher die Börse sich hergibt.

7. Hat die Militärvorlage mit einer drohenden Kriegsgefahr etwas zu thun?

Windthorst sagt: Es ist Unrecht, wenn die Frage der Militärvorlage mit den Kriegsaussichten in Zusammenhang gebracht wird. Während der ganzen bisherigen Verhandlungen habe ich mir Mühe gegeben, in einer besonderen Lage der öffentlichen Verhältnisse liegende Gründe zu finden, um leichter für die Militärvorlage stimmen zu können. Ich habe deshalb wiederholt die Zuziehung der Vertreter des auswärtigen Amtes verlangt. Sie kamen aber nicht, bis der Herr Reichskanzler erschien, was mir natürlich eine große Befriedigung war. Und als er erschien, zerstörte er alles Geplüster und alles laute Geschrei, daß die Vorlage gemacht würde wegen einer drohenden Kriegsgefahr. Sie ist eben gemacht für das Ordinarium, um den russischen und französischen Einrichtungen ebenbürtig zu sein, aber keineswegs, um einer augenblicklichen Kriegsgefahr zu begegnen. Und, m. H., bei einem augenblicklichen Kriege würde diese Vorlage auch wenig helfen; denn sie wird erst wirksam nach Jahren. Also die Behauptung, daß die, welche die Vorlage abgelehnt haben, das Vaterland wehrlos machten, ist nach den eigenen Ausführungen der Regierung eine durchaus haltlose. Ich kann nicht genug davor warnen, daß man sich durch derartige Vorspiegelungen täuschen läßt. In gegenwärtiger Zeit ist es vor Allem nöthig, daß man einen kalten Kopf behält. Die Aufregung, welche man erzeugt, führt zu unüberlegten Handlungen und Beschlüssen, die man noch lange nachher bereuen wird. Ich bin nicht so gar ängstlich. Sollte es Jemandem einfallen, uns anzugreifen, so möge man wissen, daß das deutsche Volk schon jetzt ein Volk in Waffen ist und daß zwei Millionen Krieger zum Schutze des Vaterlandes bereit gestellt werden können. Es ist aber ganz unwahr, daß irgend etwas Außerordentliches vorliegt, was sofortige Kriegsbereitschaft oder weitere Ausbildung der Wehrkraft verlangt.

8. Was hat das Centrum von der Militärvorlage bewilligt?

Windthorst sagt: Wir haben in der Centrumsfraction, als der Herr Kriegsminister und der Generalfeldmarschall Moltke betonte, daß unsere Wehrkraft verstärkt werden müsse gegenüber der französischen und der russischen, vollständig das bewilligt, was an Geld und Mannschaften verlangt worden ist. Es war nicht leicht, das zu thun; denn es ist nicht leicht, noch weitere 41,000 junge Leute aus den Geschäften und den Familien herauszureißen, sie von den Eltern zu nehmen, deren Stützen sie zum großen Theile sind. Es ist nicht leicht, den jungen Mann aus seiner Vorbereitung zu fernerer Thätigkeit herauszureißen, um ihn unter die Waffen zu rufen. Aber es ist ja eine traurige Thatsache, daß die Völker noch immer

nicht Frieden halten, sondern von Zeit zu Zeit mit den Waffen gegen einander vorgehen, und so haben wir, um das Vaterland unter allen Umständen in Sicherheit zu erhalten, jene Vorlage bewilligt.

9. Warum hat das Centrum die Militär-vorlage nur auf drei Jahre bewilligt?

Windthorst sagt: Wenn wir nun so bereit waren, dann, denke ich, war es doch wohl unsere Pflicht, vor allem nachzusagen, ob nicht irgend etwas zu sparen sei, ob nicht irgend etwas gethan werden könne, um die Last wenigstens in der Zukunft erträglicher zu machen. Da zeigte sich, nach den Erklärungen, die uns gemacht wurden, die Möglichkeit, daß, wenn die Spannung in Europa nachgelassen hat, wenigstens die Rückbildung der neuen fünfzehn Bataillone und des einen Bataillons für Sachsen statthalt sei. Um dies zu erreichen, und um zweitens dem nächsten Reichstag, der die Mittel bringen soll, das Geld, welches erforderlich ist, diese neue Last zu tragen, die Möglichkeit zu gewähren, noch einmal zu prüfen, ob und was in einer besseren Zeit gespart werden kann, haben wir geglaubt, daß es richtig sei, auf drei Jahre zu bewilligen — auf drei Jahre wird jeder Reichstag gewählt. Die Bewilligung auf drei Jahre aussprechen, heißt nicht, daß nun nach drei Jahren die sämtlichen bewilligten Bataillone ohne Weiteres wieder abgeschafft werden sollen, sondern das heißt, daß nach drei Jahren die Vorlage von Neuem geprüft werden soll. Da der Reichstag aus vernünftigen Menschen besteht, kann man doch wohl glauben, daß er nach Ablauf von drei Jahren, wenn die Verhältnisse nicht geändert sind, dasselbe thun wird, was der jetzige Reichstag zu thun bereit war. (Sehr richtig!) Geschieht dies nicht, dann ist es nothwendig, daß man überhaupt das Institut des Reichstages beseitigt; dann müssen wir zurück in das absolute Regiment.

10. Sollen vielleicht mit dem Septennat andere Zwecke erreicht werden?

Windthorst sagt: Wer kann in das Verborgene eines Menschenherzens sehen? Ich kann's nicht, um desto mehr forschte ich nach allen Seiten, was wohl außerdem noch im Spiel sein könnte, und ob nicht die ganze Septennatsfrage dazu benutzt werden solle — was ich auch schon hervorgehoben habe — noch andere Zwecke zu erreichen. Ich habe für mich auch nicht den geringsten Zweifel, daß ein wesentlicher Zweck der ist, eine blindgehörchende Mehrheit zu schaffen. (Sehr wahr!) Und wenn das sein soll, dann muß das Centrum unschädlich gemacht werden. Denn so lange das Centrum existirt, wird es, wenn es in der Mehrheit ist, nicht zu beugen, und in der Minderheit nicht furchtsam zu machen sein. Also weg mit dem Centrum, das muß unter allen Umständen gesprengt werden, und vor Allem weg der böse Welfe, der Windthorst! (Heiterkeit.)

11. Sind die für das Septennat geltend gemachten Gründe stichhaltig?

Windthorst antwortet: Man sagt, die Militär-Einrichtungen müßten vor Allem Dauer haben, sonst hätten sie keinen Werth. Aber, meine Herren, sieben Jahre, ist das nicht auch ein Zeitabschnitt, ist das etwa Dauer? Schließen nicht die sieben Jahre auch alle die Nachtheile ein, welche man den drei Jahren zur Last legt? Es ist das eine Inconsequenz, die ich gar nicht verstehe. Waren denn die Leute, welche die preussische Verfassung gemacht haben, so außerordentlich einfältig? Die hat ja nur eine Jahresbewilligung. Hat nicht unsere Flotte, ein wesentlicher Bestandtheil unserer Wehrkraft, die im nächsten Kriege, vor dem uns Gott bewahren möge, eine schwere Rolle zum Schutze unserer Colonien zu spielen hat, hat die nicht auch eine Jahresbewilligung? Dann der große Generalstab der Armee — auf den kommt es doch sehr an im Kriege — wird nur auf ein Jahr bewilligt; die Eisenbahn-Bataillone stehen nur auf ein Jahr. Und die sonstigen Bataillone sollen nun noth-

wendig auf sieben Jahre bewilligt werden müssen? Das verstehe, wer kann!

12. Welche andere wichtige Aufgaben hat der neue Reichstag?

Windthorst sagt: Auf einen Umstand muß ich noch ganz besonders aufmerksam machen, nämlich daß der Reichstag nicht bloß gewählt wird, um die Militär-vorlage zu erledigen. Er wird auf drei Jahre gewählt, um unsere ganzen gesetzlichen Bestimmungen durchzuführen. Alle Pläne, die besprochen werden, kommen vor den nächsten Reichstag und der Aufgaben, welche derselbe zu lösen haben wird, ist eine große Zahl.

Zunächst, meine Herren, wird er von Neuem den Versuch machen müssen, die schweren Ausnahme-gesetze, welche nicht zu seiner Ehre im Reiche bestehen, zu beseitigen. Er wird vor Allem Ordnung in den Finanzen herstellen und diejenigen Steuern ermitteln müssen, welche nothwendig werden, zu meinem größten Bedauern, um die Deficits, die noch durch die Militärvermehrung vergrößert werden, zu decken und bei diesen Erörterungen werden nothwendig die Monopole in den Vordergrund treten. Darüber wird kein Zweifel existiren für den, der die Verhandlungen mit angehört und gelesen hat. Man protestirt heute, weil man weiß, daß die Wähler in Bezug auf diesen Punkt sehr sensibel sind.

Also, m. H., aufgepaßt, wer keine Monopole will!

Dann haben wir sehr wichtige Aufgaben noch zu lösen auf dem socialen Gebiete. Da ist erst der Anfang gemacht, und das Wichtigste bleibt noch zu thun. Wir haben von Seiten der Centrumfraction alles gethan, was in unseren Kräften stand, um Gesetze, welche das Loos der Arbeiter verbessern, hebeizuführen. Wir haben insbesondere Anträge gestellt auf ein Arbeiterschutz-gesetz, welches die Frauen und Kinder schützt gegen eine zu starke Heranziehung zur Arbeit, und welches dem Arbeiter auch Muße gewähren soll, damit er seinem Gott diene und auch menschliche Freuden habe. Wir haben unsere Bemühungen in dieser Richtung bis jetzt nicht zur Geltung bringen können, weil wir nicht genügende Unterstützung fanden. Die Regierungen gehen nur langsam weiter, und die Parteien zum großen Theil gar nicht. Und insbesondere sind es die jetzt wieder als liebe Kinder aufgenommenen National-liberalen, welche uns im Stiche gelassen haben. Wenn die Arbeiter wählen, so mögen sie das wohl beherzigen. Wenn keine arbeitervreundlichen Abgeordneten gewählt werden, so bleibt auch der nächste Reichstag ohne Frucht. Dann haben wir für die Handwerker alles erstrebt, was wir nur konnten; aber auch da geht es langsam aus denselben Gründen, und die Handwerker, welche ihre Sache gefördert wissen wollen, sollten begreifen, daß sie bei den gegenwärtigen Wahlen solche Leute wählen müssen, welche ihre Sache vertreten und fördern wollen, und sich nicht davon abschrecken lassen. Sie sollten sich recht klar machen, daß die Leute, welche man wählen soll, angeblich nur wegen des Septennats, auch über ihr, der Handwerker, Geschick entscheiden müssen.

Schlusswort Windthorst's: M. H.! Ich glaube, die Speculation, das Centrum zu vernichten, wird man unsererseits zu Nichte machen, und es wird ein Centrum geben, wenn wir, die jetzt drin sind, längst in den Gräbern liegen. Nach dem, was ich heute sehe, gebe ich mich der Zuversicht hin, daß wir intakt aus diesem Höllenkampfe hervorgehen werden. Sollte das aber wider Erwarten nicht geschehen, dann, m. H., setzen Sie der Centrumsfraction einen Stein zum Andenken, und schreiben Sie darauf:

„Von den Feinden nie besiegt,
Aber von den Freunden verlassen.“

(Stürmische Zurufe: Niemals! Niemals!) Also, m. H.! von den Freunden nicht verlassen. (Rufe: Nein! Nein!) Mit dieser Zuversicht scheide ich von Ihnen. Ich danke für die freundliche Aufnahme, die Sie mir gewährt haben;

bewahren Sie mir ein gutes Andenken, ich will es auch thun. Und so schwierig die Verhältnisse sind, wenn wir treu sind uns selbst und der Sache, die wir vertreten, dann wird auch Gott mit uns sein. Denn was wir vorzugsweise erstreben, das ist Gottes Sache. Und nun zum Schlusse, m. H., möchte ich Sie bitten, daß Sie mir erlauben, den Gefühlen der Loyalität Ausdruck zu geben, die jetzt mehr als sonst nothwendig ist, und diese Gefühle gipfeln in dem Gedanken an Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. und Se. Majestät unseren Kaiser Wilhelm. Ich fordere Sie auf, ein dreifach donnerndes Hoch auszubringen auf Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. und Se. Majestät Kaiser Wilhelm! (Die Versammlung stimmt begeistert ein.)

Ein gebildeter Verbrecher.

Criminalfall aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.
(Schluß.)

Auch das wirst Du bald erfahren. Daß mich jetzt nur kurze Zeit allein, damit ich meine Fassung vollständig wieder gewinne. Wenn der Fremde Dir die Abschrift aushändigt, sorgst Du dafür, daß er in die Gesellschaft zurückkehrt und dieselbe so bald nicht verläßt.“ — „Liebes Herz, Deine Worte klingen immer räthselhafter.“ — „Freilich, freilich. Aber es wird sich Alles schon aufklären. Nur mußt Du genau nach meinen Anweisungen handeln.“ — „Ich soll Dir also die Abschrift hieher bringen und dann Anstalten treffen, den Herrn de Bourdon noch eine Zeitlang bei uns zurückzubehalten?“ — „Ja wohl, ja wohl.“ — „Ist er Dir denn bekannt? Hast Du ihn bereits früher irgendwo getroffen?“ — „O nein, nie!“ — „Das begreife ein Anderer!“ — „Ja, Du mußt es vorläufig seltsam finden. Allein, geh' jetzt und thu', um was ich Dich gebeten.“ Die Marquise entfernte sich in starrem Erstaunen, während Marion de Vermont in der heftigsten Aufregung ihre Rückkehr erwartete. „Geduld, Geduld“, murmelte sie aber dabei wie zur eigenen Beruhigung fortwährend vor sich hin, „es muß Licht werden. O, mein unvergeßlicher Gilbert, Du sollst mit Deinem Weibe zufrieden sein.“

Endlich erschien die Herrin des Hauses wieder, das sehnlichst erwartete Schriftstück in der Hand. Die Ungebuldige entriß es ihr fast und ihre Blicke überflogen es gierig. „Ja, es trifft zu“, flüsterte sie dann mit heiserer Stimme, „es ist, wie ich gedacht! Halt' ihn, wie versprochen, hier, Athenais“, fuhr sie laut fort, „in längstens einer Stunde wirst Du, ich verspreche es Dir nochmals, über Alles im Klaren sein.“

Sie stürzte aus dem Gemache und die Marquise hörte sie unten im Vestibul nach ihrem Wagen rufen. Frau de Laujeon begab sich, die Ursache des auffallenden Thuns ihrer Freundin nicht weiter zu ergründen versuchend, zu ihren Gästen zurück und beschäftigte sich, Marion's Geheiß zufolge, namentlich mit Herrn de Bourdon. Denselben schien das von Frau de Vermont seinem Werke entgegengebrachte Interesse außerordentlich zu schmeicheln; er erkundigte sich bei der Wirthin angelegentlich nach der Dame. „Sie ist noch in Halbtrauer“, meinte er. „Wahrscheinlich wegen des Verlustes eines theuren Familienmitgliedes?“ — „Ja wohl, wegen ihres Gatten“, lautete die Antwort. „Sie verlor ihn vor sechs Jahren auf so schreckliche Weise.“ — „Ah, in der That?“ — „Er wurde von einem Elenden meuchlerisch erschossen und beraubt!“ — „O Himmel!“ rief der Zuhörer. Ein aufmerksamer Beobachter hätte eine plötzliche Unruhe in seinem Wesen gewahren können. „Wo geschah das Verbrechen?“ erkundigte er sich nach einer Pause. — „In einem Walde, nahe bei St. Dizier.“ — „Schrecklich!“ murmelte Herr de Bourdon mechanisch und seine Blicke durchforschten scheu den Saal. Dann erhob er sich plötzlich.

„Gnädige Frau“, meinte er, „es erübrigt noch, bevor ich mich verabschiede, Ihnen und Ihrem Gemahl, dem

Herrn Marquis, für die gastliche Aufnahme herzlich zu danken.“ — „O, wir sind Ihnen im Gegentheile für die gebotenen künstlerischen Genüsse zu großem Danke verpflichtet!“ rief die Marquise. „Aber“, fuhr sie dann in der Erinnerung an den Wunsch der Freundin, den Fremden bis zu deren Rückkehr zu fesseln, lebhaft fort, „Sie dürfen uns noch nicht verlassen, müssen jedenfalls noch bis zur Beendigung der Quadrille, wobei ich ja Ihre Partnerin bin, verweilen.“ — „Gnädige Frau, ich fühle mich von den Vorträgen sehr angegriffen und würde Ihnen daher aufrichtig verbunden sein.“ — In diesem Moment begann die Musik die ersten Acte des Contretanzes. „Es geht nicht an, Herr de Bourdon“, lächelte die Marquise bezaubernd, „kommen Sie.“

Mit finsternen Blicken, die den bisher so einnehmenden Zügen einen ganz andern, abstoßenden Ausdruck verliehen, willfahrte der Betreffende und trat mit seiner Dame zum Tanze an. Man sah es ihm jedoch während desselben an, daß er nicht bei der Sache war; sein Auge ließ die Thüre keinen Moment außer Acht und kurz und unwirksam beantwortete er die an ihn gerichteten Bemerkungen. Selbstredend mußte das die Mittänzer, namentlich die Herrin den Hauses, auf's höchste befremden; sie schloß, daß es mit dem Vorgehen der Freundin in Verbindung stehe; es war ein Räthsel mehr für sie. Aber die Lösung hatte nun auch nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Die zweite Tour des Contretanzes hatte eben begonnen, als sich plötzlich die Saalthüre öffnete und der Kammerdiener des Marquis mit der furchtbaren Meldung erschien: „Der Herr Staatsprocurator!“ Als habe der Blitz neben ihnen eingeschlagen, so heftig erschraden die Anwesenden. Das Orchester verstummte sofort und den Tänzern entglitten die Hände ihrer Damen. Zugleich öffnete der Kammerdiener beide Flügelthüren, durch die jetzt der bezeichnete Beamte mit vier Genarmen trat. Ihnen voran aber eilte eine schlanke Frauengestalt, Marion de Vermont. „Dort steht er!“ rief sie mit klingender Stimme und deutete auf Herrn de Bourdon, der freideiweiß, mit schlotternden Gliedern, das vollkommene Bild eines ertappten Verbrechers, an einer Säule lehnte. Der Procurator schritt auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in ernstem, gewichtigem Tone: „Im Namen des Kaisers, Sie sind mein Gefangener!“ Jener stammelte etwas wie: daß er nicht wisse, was man von ihm wolle, daß er ein Mann von Ehre sei und daß man sich zweifellos in der Person irre. Der Mann des Gesetzes meinte indessen, daß sich das Alles schon später finden werde, und übergab ihn den Genarmen, die ihn abführten. Mit der Bitte an die Gesellschaft, es entschuldigen zu wollen, wenn seine Pflicht ihn in die traurige Nothwendigkeit versetzt habe, ein so heiteres Fest stören zu müssen, zog sich der Procurator dann gleichfalls zurück.

Alles bestürmte jetzt Marion um Aufklärung, welche solche nunmehr auch ohne Zaudern ertheilte. Sie hatte das Lesbare des an der Nordstelle gefundenen Papiersprossens unauslöschbar in ihrem Gedächtnisse eingepreßt und jetzt zu ihrer furchtbaren Ueberraschung plötzlich diese Sätze Wort für Wort und vervollständigt von den Lippen des Fremden in dessen Lied vernommen. Nach seiner Erklärung, daß diese Romanze sein Werk und noch nirgends veröffentlicht sei, zweifelte sie schon kaum noch, daß der Mörder ihres Gatten auf so wunderbare Weise in ihre Hände geliefert worden, ließ sich aber zum Ueberflusse noch eine Abschrift des Liebes geben, worin sie denn auch die gleichen Schriftzüge, wie auf dem Sprossenpapier, entdeckte. Beides unterbreitete sie darauf schleunigst dem Procurator, der ohne Weiteres seine Bereitwilligkeit zur Verhaftung des Betreffenden zu erkennen gab und dieselbe denn auch vollzug.

Man wandte sich nunmehr an den Sänger, welcher Bourdon eingeführt, um von demselben Näheres über den gefährlichen Menschen zu erfahren; aber der Künstler ver-

mochte auch nicht viel auszusagen. Er hatte den Bewußten vor mehreren Jahren in einer größeren Provinzialstadt, wo er, der Sänger, damals engagiert war, kennen gelernt und Bourdon ihn jüngst in Paris wieder aufgesucht. Er habe nie auch nur das geringste Nachtheilige über ihn gehört und ihn für einen durchaus ehrenwerthen Mann gehalten. Welch' ein bedeutendes musikalisches und dichterisches Talent Bourdon besitze, habe die Gesellschaft ja selbst heute Abend zu erkennen Gelegenheit gehabt. Das Fest hatte begreiflicherweise durch diesen Zwischenfall sein Ende erreicht und die Gäste begaben sich unter dem Eindrucke des Erlebten in ernster Stimmung heimwärts.

* * *

Drei Monate später öffnete sich an einem nebligen, kalten Novembertage das Thor der Conciertgerie und ein Mann bestieg in Gesellschaft des Henkers und seiner Knechte des Scharfrichterfarren, um nach dem Greveplatz gebracht zu werden. Es war Anatole de Bourdon oder vielmehr Jean Fonard Molin, ein Mensch, der es trotz der bedeutendsten geistigen Anlagen, die ihm eine angesehene, hochgeachtete Lebensstellung verbürgt hätten, vorgezogen, gemeiner Straßenräuber zu werden, sechs Raubmorde beging und sich mittlerweile vermöge seiner Talente immer in die ersten Familien des Kaiserreiches Eintritt zu verschaffen wußte. Die Angst hatte ihn am Abend der Verhaftung derartig übermannt, daß er bei dem sofort mit ihm vorgenommenen Verhöre und namentlich, als ihm der verhängnißvolle Gewehrpfropfen gezeigt wurde, alle seine Verbrechen bekannte. Er endete durch das Beil.

Marion de Vermont aber legte nunmehr die Trauerkleidung ab, kehrte jedoch nicht mehr in die Gesellschaft zurück. Sie verbrachte ihre ferneren Tage in strengster Zurückgezogenheit und in der Erinnerung an ihr kurzes Lebens- und Liebesglück. Die Armen und Unglücklichen in der Nachbarschaft hatten indessen alle Veranlassung, sie als ihre Wohlthäterin zu verehren.

Neues aus Kirche und Welt.

* **London.** Von den 20,000 Geistlichen der anglikanischen (protestantischen) Kirche gehören 10—12,000 der ritualistischen (zum Katholicismus hinneigenden) Gruppe an. Eine sehr große Zahl bleiben aber nicht auf halbem Wege stehen, sondern gehen ganz zur römisch-katholischen Kirche über. Die letzte veröffentlichte Liste der Convertiten nennt 7 Mitglieder des Geheimen Rathes, 33 der Kammer des Lords und 82 des Unterhauses; 1051 Convertiten gehören dem Adel und dem reichen Bürgerstande, 145 der Armee an, unter letzteren befinden sich ein Feldmarschall und 6 Generale. Die Marine ist mit 29 vertreten, darunter 7 Admirale. Ferner führt die Liste 48 Aerzte, 74 Richter und Advokaten, 12 Beamte des Kriegsministeriums und 337 Geistliche auf. Diese Erfolge der katholischen Kirche sind neben dem Ritualismus zum großen Theile den ewigen Zänkereien im Schooße der Staatskirche zuzuschreiben.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Wir bitten unsere werthen Leser, unsere beiden ersten Artikel im heutigen Blatte recht zu beherzigen und sie auch in Freundeskreisen circuliren zu lassen.

* **Speyer.** Im Verlage der „Germania, Actien-Gesellschaft für Verlag und Druckerei“ in Berlin, ist soeben eine Schrift des bekannten Redacteurs der „Pfälzer Zeitung“, Dr. Eugen Jäger, erschienen, welche den Titel führt: Die Handwerkerfrage. I. Abtheilung: Geschichte der Handwerkerbewegung bis zum Jahre 1884. Sie enthält einen Rückblick auf die Lage und Geschichte des Handwerks im Alterthum und im Mittelalter, schildert die Einführung der Gewerbefreiheit in Deutschland und den Kampf, den die Handwerker seit dieser Zeit führen,

um sich gegen die zersetzenden Wirkungen des Capitalismus zu schützen und neue gewerbliche Organisationen zu schaffen. Dieser Kampf wird eingehend dargestellt, besonders wird die Haltung der verschiedenen politischen Parteien und der Regierungen in dieser Frage, sowie die Bestrebungen im Handwerkerstand selbst, die verschiedenen Handwerkertage, die Bemühungen der protestantischen und katholischen Conserbativen und Socialreformer etc. geschildert. Eine Darstellung der Vorschläge, welche die Socialpolitiker Hitze, Droste und Albertus in dieser Frage gemacht haben, bildet den Schluß des Buches. Die zweite Abtheilung soll die Geschichte der Handwerkerbewegung weiterführen bis in die unmittelbarste Gegenwart, einige Blicke auf die Lage des Handwerks in anderen Ländern bringen, besonders die Reformbewegung in Oesterreich schildern und mit des Verfassers eigenen Ansichten schließen. Allen Führern in der Handwerkerbewegung und den Handwerkervereinen kann die Schrift besonders empfohlen werden, weil sie ein reiches Material zur Belehrung und Agitation in der Handwerkersache darbietet. Der Preis des 349 Seiten starken Buches beträgt 3 Mark.

□ **Speyer.** Aus den Missionen. Was die Lebensweise derjenigen Priester, welche nicht gerade unmittelbar unter den Wilden, sondern an den Grenzen der Civilisation leben und wirken, so häufig am gefährlichsten macht, sind die Gegensätze des Verkehres, welche sich da scharf berühren. In der neu angelegten, rasch aufblühenden Stadt schon alle Fortschritte der Gegenwart, Pflaster, Canalisirung, Wasserleitung, elektrische Straßenbeleuchtung, Telephon — und einige hundert Schritte außerhalb unwegsame Steppen oder Felsen; eine Eisenbahn hinaus in die große Welt, aber sonst nach allen Seiten zu den kleinern Ansiedelungen nur halb wilde Pferde, denen man sich als Reiter oder Wageninsasse anvertrauen muß. „Ich hatte mich, schreibt P. Nebmann unterm 16. Januar aus Spokane Falls, am Sonntag Abend gegen 6 Uhr daran gemacht, endlich einmal den Brief an Dich zu beenden, als eine Kutsche am Colleg anfuhr, um mich zu einem Sterbenden zu rufen. Derselbe kam diesen Morgen in die Stadt mit Wagen und Pferden, letztere wurden scheu, er fiel aus dem Wagen, wurde eine Strecke über Steine und Holz geschleift und verlor sich tödtlich am Kopfe. Ich ließ den Brief liegen, nahm das Allerheiligste und die hl. Oele, setzte mich in den Wagen und kam glücklich, obwohl es stockfinster war und der Weg vom Colleg zur Stadt, zwei englische Meilen (1/2 Stunde), sehr schlecht ist, glücklich bei dem Kranken an. Da dessen ganzer Kopf zer schlagen war, konnte ich ihm nur die letzte Delung, nicht die hl. Wegzehrung reichen, nahm also den lieben Heiland wieder mit mir auf den Rückweg. Es war gegen 8 Uhr. Schon waren wir wohlbehalten über die Hälfte des Rückweges, da wurden auch unsere Pferde scheu, gerade an einer Stelle, wo rechts unten 100 Fuß tief der Fluß tobt und braust. Das Ufer ist der steilste Felsen, und wo links Felsen, herabgestürzte Steinblöcke in Unordnung umherliegen. Wo werden die wilden Pferde hinrennen? Der Kutscher war nicht im Stande, den Wagen zu lenken, ein Pferd riß nach rechts, das andere nach links, und so ging es im Zickzack eine Zeit lang rasend voran. Ich betete zum Heiland auf meiner Brust und erwartete jeden Augenblick, daß der Wagen umstürze. Nun kamen die Pferde in die Felsen, da krachte die Deichsel und zerfiel in Splitter. Immer geht's voran, über Felsen hoch hinauf; die Stränge reißen, der Kutscher neben mir, der die Zügel hält, wird über den Sitz heruntergerissen; ich sehe, wie er etwa vier mal kopfüber und unter schlägt und geschleift wird; da, ein entsetzlicher Ruck, der Wagen steht: das abgebrochene Ende der Deichsel, das am Wagen befestigt war, hatte sich einen Fuß tief in die gefrorene Erde gehohlet, die Pferde ziehen nur mehr an einem Strange, er reißt, ich bin gerettet; aber der Fuhrmann! Er steht auf, hat immer noch den Zügel in der Hand und ist nicht im Mindesten verletzt. Die armen Pferde stehen jetzt wie

arme Sünder da, zitternd und schnaufend. Ich half dem Kutscher das Sattelzeug zurecht machen, er ging mit den Pferden zur Stadt zurück, die zerbrochene Kutsche blieb auf dem Platze, ich ging zum Colleg weiter, in finsterner Nacht, aber ich hatte den Heiland bei mir, der mich gerettet. Glaubst Du wohl, daß ich ihm gedankt habe? — Gestern morgen, als ich um 7 Uhr zur Stadt ritt zur hl. Messe, besuchte ich zuerst die Stätte des gefrignen Abenteuers. Hoch oben in den Felsen steht die Kutsche, verbogen, die Räder zerbrochen, fest mit dem Deichselstück in den Boden genagelt. Wie war es möglich, über diese Felsen so hoch hinauf zu kommen, ohne zu stürzen! Und wenn ich rechts hinunter in den tiefen Fluß sah! Mein Gott! Wenn die Pferde statt nach links nach rechts abgebogen hätten, wo wären wir da! Ich las natürlich die hl. Messe zur Dankagung. (Bei dieser Gelegenheit will der „Pilger“ einem angenehmen Auftrage des Hochw. P. Nebmann nachkommen, und dessen herzlichen Dank für die reichlichen, der Indianermmission zugewendeten Gaben wiederholt aussprechen.)

Gebetserhörungen. Unsere Tochter litt an einem hartnäckigen Augenleiden, so daß wir trotz langer ärztlicher Bemühung eine Erblindung befürchten mußten. Wir hielten nun nach Empfang der hl. Sacramente eine neuntägige Anbacht zur Mutter Gottes, benützten das Wasser von Lourdes und Gott hat durch die Fürbitte der hl. Jungfrau uns gnädig geholfen. Unserm Versprechen treu sagen wir hiemit öffentlichen Dank dem barmherzigen Gott und der milden Fürsprecherin Maria. Ludwigshafen.

— Tausend Dank dem heiligsten Herzen Jesu, dem Unbefleckten Herzen Mariä und dem heiligen Joseph. In verschiedenen Anliegen ist uns Hilfe geworden. A. Sch.

* Die „Pfälzer Zeitung“ veröffentlicht Folgendes:
**An die Centrumswähler in dem Wahlbezirk
Homburg-Kusel.**

Mit Rücksicht auf das zwischen der Centrumspartei, der freisinnigen und Volkspartei an vielen Orten in und außer der Pfalz vereinbarte „Wahlcartell“ kommt der Unterzeichnete, im Einverständnis mit dem Kreiswahlcomité der Centrumspartei, bereitwillig dem ihm mehrfach geäußerten Wunsche entgegen, auf die ihm übertragene Wahlcandidatur im Wahlbezirk Homburg-Kusel zu verzichten — zu Gunsten des freisinnigen Wahlcandidaten

Herrn Prof. Franz Siehl in Speyer,

zumal derselbe die Zusicherung gegeben hat, für volle Glaubens- und Gewissensfreiheit der Katholiken einzutreten und ein entschiedener Feind aller Ausnahmegeetze zu sein.

Wolffstein, den 12. Februar 1887.

Dr. Ph. Hammer, Decan.

Aus dem Wahlausruf der badischen Centrumspartei:

Die Kriegsgefahr ist nicht vorhanden, wenigstens ist der Krieg heute nicht näher, als er seit Jahren war. Wenn aber die Franzosen wirklich so unsinnig wären, daß sie ohne einen mächtigen Verbündeten mit Deutschland Krieg anfangen wollten, dann bräuchten wir uns erst recht nicht zu fürchten, denn sie kämen gewiß nicht weiter über die deutsche Grenze, als sie im Jahre 1870 auch gekommen sind. Es ist eine Schmach für jeden Deutschen, der sich heute vor den Franzosen fürchtet, es ist eine doppelte Schmach, daß diese Franzosenangst förmlich gezüchtet wird, daß Zeitungen, Redner, ja sogar Militärvereine die Franzosenangst befördern. Schämt Euch, Ihr Deutsche, so furchtsam zu sein! Schämt Euch, Ihr Kriegervereine, in welchen die feige Franzosenfurcht gepflegt wird! Nicht alle Kriegervereine sind mit dieser schimpflichen Furcht angesteckt, aber in einigen herrscht die blasse Angst. Aber selbst wenn die Franzosen siegreich hereinbrechen könnten und alles das Unglück uns brächten, von welchem

so viel geredet wird, so würde doch der Ausfall unserer Wahl am 21. Februar darauf keinen Einfluß haben. Wie die Wahl auch ausfallen mag, so wird das deutsche Reichsheer um keinen einzigen Mann stärker oder schwächer dadurch. Wenn die Franzosen einmal Krieg anfangen wollen, so würden sie danach nicht fragen, ob unser Reichstag auf 3 oder 7 Jahre das Militärbudget bewilligt. Die deutschen Truppen, welche 1870 und 1871 über die Franzosen siegten, waren alle nicht auf sieben Jahre bewilligt, weder die preussischen, noch die bayerischen, noch die badischen, noch sonst eine Truppe, die meisten waren nur auf ein Jahr bewilligt, und doch haben sie gloriös gesiegt, ohne Septennat! Bei der bevorstehenden Wahl handelt es sich nicht um eine militärische Frage, sondern um eine Verfassungsfrage. — Nicht die Sicherheit unserer Grenzen ist bedroht, sondern die Freiheit und das Recht des Reichstages. Dem Reichstag und dem deutschen Volke droht Gefahr, nämlich die Gefahr von den wenigen Rechten, die dem Volke und dem Reichstage verbleiben sind, noch zu verlieren. Durch die künstlich gepflegte Franzosenfurcht soll das Volk so betört werden, daß es sein Recht und seine Freiheit preisgibt. Die Franzosen kommen nicht, aber der Feind, welcher langsam und heimlich herankommt, das ist ein die Rechte und Freiheiten des Volkes mißachtendes Willkürregiment.

Todes- Anzeige.

Dem Herrn über Leben und Tod hat es nach seinem unerforschlichen Rathschlusse gefallen, unsere liebe, gute Mutter, Großmutter und Schwester

Barbara Herrmann,
geb. Pflug,

heute früh 7 Uhr im Alter von nahezu 60 Jahren plötzlich und unerwartet in das bessere Jenseits abzurufen.

Benningen, den 10. Februar 1887.

Die tieftrauernde Familie:

G. J. Herrmann.

Eine Person

gefehten Alters, die selbstständig kochen kann und anderen Hausarbeiten sich gerne unterzieht, findet auf Oftern bei einer kleinen Familie (katholisch) dauernde Stellung. Näheres in der Exped. d. Bl.

Für den heiligen Vater.

Schifferstadt Zub.-Gaben M. 30.

Kindheit-Jesu-Verein.

Mörzheim O. B. M. 5. Waldsee Zub.-G. M. 8 (eingegangen am 4. Nov. 1886.)

Bonifaciusverein.

Kandel Zub.-G. M. 3.

Für die Indianer-Mission in den Felsengebirgen Nordamerikas.

Mainz ung. M. 5.

Für die Kirche der hl. Elisabeth in Eisenach.

Ung. (durch Oggersheim) M. 4.20.

Für die Herz-Jesu-Kirche in Neuhofen.

Weingarten ung. M. 1.

Fruchtmart der Stadt Speyer vom 15. Februar.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.				Gefüllten.	Gefallen.
		Höchst-Preis.	Niedrigster Preis.	Mittel-Preis.			
Weizen . . .	0	M. 0.00	S. 0.00	M. 0.00	S. —	—	—
Korn . . .	22	7 25	7 00	7 11	—	04	—
Gerste . . .	150	8 00	7 00	7 63	—	—	16
Spelz . . .	00	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Hafer . . .	18	6 15	6 05	6 12	—	—	05

Erscheint wöchentlich einmal und kostet vierteljährlich 60 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht, 75 Pfg. Inserate, die gespaltene Zeile 20 Pfg. — Man abonnirt bei der Post, bei Fr. Kieberger in Speyer, Aug. Busch in Landau, S. Joffe in Herrheim, Lesmeister in Landstuhl, G. Dörner in Kaiserslautern, St. Rast in Eckenborn, Ruppert in Zweibrücken.



Kirchen-Kalender.

Samst., 27. Febr. 1. Fastensonntag.
Mont., 28. Petr. Damiani, Bisch. u. Kirchenl.
Dienst., 1. März. Von den hl. Aposteln.
Mittw., 2. Quat. Vom hl. Joseph.
Donnerst., 3. Kunegundis, Jgf. u. Kaiserin.
Freit., 4. Quat. Die Leidenswerkzeuge.
Samst., 5. Quat. Von der Unbefl. Empf.

Der christliche Pilger.

Ein katholisches Sonntagsblatt.

Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht das Ansehen der katholischen Kirche mich dazu bewegte. Augustinus.

Speyer, den 27. Februar 1887.

Fasten-Hirtenbrief

des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Speyer,
 Joseph Georg von Ehrler,

über die

christliche Heiligung der Sonn- und Feiertage.

Wiederum sind die Tage der Fasten mit ihren ernstesten Erwägungen und Mahnungen an uns herangetreten. In mütterlicher Liebe zeichnet die Kirche bei dem Beginne dieser heiligen Zeit mit geweihter Ase das Kreuz auf unsere Stirne, um uns an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, an unsere Ohnmacht und Sündhaftigkeit zu erinnern, und wie es kein anderes Heil in den flüchtigen Tagen der Erde für uns gibt, als im Geiste der Buße das Kreuz des Heilandes zu ergreifen und mit diesem Wanderstabe durch die dunkeln und steinigten Thäler dieses Lebens der himmlischen Heimath entgegenzuziehen. Möchte dieser liebende Ruf in frommer Gesinnung von Euch verstanden und gewürdigt werden! Das Zeichen des Todes, das Euch einführt in die heilige Fastenzeit, möge der Herold und die Versicherung eines neuen und besseren Lebens Euch sein!

Wir haben uns vorgenommen, geliebte Diöcesanen, in diesem Jahre ein Wort der Belehrung über die Sonntagsheiligung, die in unsern Tagen so sehr in Vergessenheit gerathen ist, an Euch zu richten. Kein Gebot Gottes hat in seiner Erfüllung oder Uebertretung so weitreichende segensvolle, aber auch so verderbliche Folgen als dieses, auf welches der Herr von Anbeginn die Ordnung der Zeiten aufgebaut. Wenn die Mißachtung eines jeden der göttlichen Gebote ihren unheilvollen Rückschlag auf das irdische Leben hat, das durch sie geregelt werden soll, so wird sich dieses besonders geltend machen, wenn der Sabbath nicht mehr geheiligt wird, der das Zeitmaß bestimmt, in welchem Arbeit und Ruhe, der Dienst Gottes und der Welt, und zuletzt der Fortgang und die Dauer der Jahrtausende nach dem Willen des Ewigen auf Erden abwechseln und gemessen werden sollen. Die Folgen der Sabbathschändung müssen sich verwirrend und zerstörend auf die breitesten Kreise erstrecken, und wir begreifen, wie der Herr in der heiligen Schrift die größten Strafen denen androht, die seine Sabbathe entheiligen, und wundern uns nicht, wenn er seine Drohungen in dem Leben einzelner Menschen wie ganzer Nationen erfüllte.

Leider nimmt nun die offene und ungescheute Ueber-

tretung des Gebotes der Sonntagsheiligung immer mehr in unsern Tagen zu. Der Sabbath hat für Zahllose seine hohe und segensreiche, von Gott gewollte Bedeutung verloren. Mit Ausnahme dessen, daß sie für einige Stunden bessere Kleider anlegen und sich ein Vergnügen machen, sehen wir in ihrem Leben sonst keinen Unterschied mehr zwischen dem Sonntage und den übrigen Wochentagen. Wenn wir beobachten, wie zumal in den Städten der Strom des Weltlebens und Verkehrs in denselben geräuschvollen und starken Bogen an den gottgeweihten Tagen wie an jedem Werktag dahinrauscht, wie unter Vernachlässigung der religiösen Pflichten die Versammlungen der Menschen zu den verschiedensten Zwecken, Uebungen aller Art, Wettrennen, Ausstellungen und Geschäftsreisen abgehalten werden, wie die Vergnügungszüge, welche die laut beklagte Noth der Zeit ganz eigenthümlich beleuchten, zu jeder Stunde des Tages nach allen Richtungen dahinfahren; wenn wir betrachten, wie die finsternen Mächte der Leidenschaften, die schmutzigsten Sünden und Laster den Tag des Herrn entheiligen, dann möchten wir ausrufen: Christliches Volk, was ist aus Deinem Sabbath geworden? Hast Du das Gebot Deines Gottes vergessen? Fürchtest Du nicht mehr seine Drohungen und Strafen? Oder verachtest Du seinen Segen, der von der Heiligung des Sabbath sich über Dein Leben ergießen soll?

Es gibt ohne Zweifel Länder und Gegenden, in denen die Sabbathschändung noch ärger in Uebung ist, als bei uns. In unseren Landgemeinden zumal haben die Sonn- und Feiertage, dem Herrn sei gedankt! noch ihr liebliches christliches Gepräge. Die Arbeit der Woche ruht, die Kirchen sind mit Betern gefüllt, und die Werke der Frömmigkeit und Gottseligkeit mit ihren süßen Früchten werden gepflegt. Aber das Gift des Bösen sucht auch dort einzudringen und die Gewohnheiten der christlichen Vergangenheit zu verdrängen. Diensthoten, Handwerker und Arbeiter, die in großen Städten Nahrung und Verdienst gesucht und die Sabbathschändung dort gelernt, werden eine Gefahr für unsere Dörfer. Der Geist der Zeit, der nur auf Erwerb und Genuß hingerichtet ist, widerstrebt ohnehin der strengen und gewissenhaften Heiligung der Sonn- und Feiertage. Daher ist ein Wort der Belehrung, Warnung und Mahnung für Alle nothwendig und thut Allen gut.

Seit einiger Zeit wurden an verschiedenen Orten Anstrengungen gemacht, um eine bessere Sonntagsfeier besonders in industriereichen Gegenden herbeizuführen.

Versammlungen wurden gehalten, und Alle, die in ihnen das Wort ergriffen, sprachen ihre Ueberzeugung dahin aus, daß die Sabbathfeier bei uns im Argen liege, und eine Aenderung der bestehenden Sitten und Gewohnheiten nothwendig sei. Diese Bestrebungen haben keinen irgendwie nennenswerthen Erfolg gehabt und konnten keinen haben, weil der Boden nicht betreten wurde, auf dem allein eine bessere Sonntagsheiligung erreicht werden kann. Oder habt Ihr ein einziges Wort gehört, daß der Sabbath der Tag des Herrn und seine Heiligung die erste religiöse Pflicht sei, daß der Mensch eine unsterbliche Seele in sich trage, und daß es einen Tag geben müsse, welcher der Sorge für sie bestimmt und gewidmet ist? Diese Wahrheiten wurden mit keiner Silbe berührt. Es ward nur vom Rechte des Menschen gesprochen, der nach sechs Tagen der Arbeit einen Ruhetag haben müsse. Die Sabbathheiligung ist doch zuerst und vor Allem eine religiöse Frage; sie ist das Grundgebot der Religion! Wenn diese Bedeutung des Sabbath nicht beachtet wird, so werden die Leidenschaften der Menschen, insbesondere die Habgierde und der Egoismus der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, in unversöhnlichem Widerspruche einander gegenüberstehen; es fehlt die Macht, welche die auseinandergehenden Interessen beherrscht und befriedigt.

Deßwegen möchten Wir in Unserm diesjährigen Hirtenschreiben von der christlichen Heiligung der Sonn- und Feiertage zu Euch reden. Wir wenden Uns zuerst an die Eltern und Vorgesetzten, an Jene, die helfen können, damit dem Strome des Verderbens Ziel und Damm gesetzt werde. Wir wenden Uns an Alle, damit Jeder in seinem Kreise auf die Heiligung der Sonn- und Feiertage halte und nicht durch die vielen schlechten Beispiele und Verführungen auf den Weg des Bösen hinübergezogen werde. In dieser Absicht wollen Wir Euch die hohe Idee und große Bedeutung des Sabbath für das menschliche Leben erklären; dann die Art und Weise seiner Feier auseinandersetzen und endlich werden Wir von dem Segen sprechen, der aus der christlichen Feier desselben hervorgeht.

* * *

Welche bedeutungsvolle Stellung der Sabbath im Leben der Menschen einnimmt, könnt Ihr, geliebte Diöcesanen, zuerst daraus erkennen, daß Gott, der Herr, im Paradiese unmittelbar nach der Schöpfung der Welt durch sein eigenes Wort und Beispiel denselben angeordnet. Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht hatte, und ruhte am siebenten Tage von allem Werke, das er vollbracht hatte. Und er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an demselben geruht hatte von all' seinem Werke. (I. Mos. 2, 2—4.) Nicht in fortgesetzter, ununterbrochener Thätigkeit für die Erde sollte der Mensch die Tage seines Lebens hinbringen; eine Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe sollte bestehen, damit er nicht, seinen Blick immer und unverwandt auf das Niedrige hingeworfen, seiner höheren Bestimmung und seines himmlischen Zieles vergäße.

Auch wollte der Herr die Ordnung gründen und festsetzen, in welcher die Tage und Jahre der Erde in ruhigem und segensvollem Verlaufe dahinfließen sollten; deßwegen schuf er in sechs Tagen Himmel und Erde und alle ihre Zierde und ruhte am siebenten Tage und heiligte ihn. Er that sich Einhalt in seiner schöpferischen Thätigkeit, und sein Thun und Beispiel sollte von den Menschen nachgeahmt werden. Sechs Tage sollten sie arbeiten, ein Jeder nach seinem Berufe, den der Schöpfer ihm gegeben, aber am siebenten sollten sie ruhen von der Arbeit der Erde und ihren Blick zu ihrer himmlischen Heimath emporrichten und gedenken, daß sie Kinder und Ebenbilder Gottes seien, und daß dort Oben das Ziel und die Bestimmung ihres Lebens liege. Der Sabbath sollte zugleich die starke Axt sein, um die, wie um ihre bestimmende Mitte, der Fortgang der Zeiten sich bewegen sollte.

War aber ein Ruhetag von Gottes Weisheit als segensreich und nothwendig schon im paradiesischen Leben der Menschen angeordnet, so ist dieser nach dem Sündenfalle in der jetzigen Gestaltung der Dinge noch dringender. Nicht mehr steht die Natur mit ihren Kräften und Gaben dem Menschen in freundlicher Diensthülfe gegenüber, noch erfreut sich dieser des ungetrübten Besitzes seiner körperlichen und geistigen Vermögen. Die Arbeit liegt als Strafe auf uns und als Theil jenes Fluches, den der Herr in seiner Gerechtigkeit über das sündige Menschengeschlecht ausgesprochen; sie ist ungeachtet des großen Segens, der von ihr ausgeht, Last und Beschwerde geworden. Ohne den Sabbath mit seiner Erleichterung der Arbeit und seiner himmlischen Erhebung müßte das Menschengeschlecht unter der schweren Bürde, die auf ihm liegt, kenchend zusammenbrechen und noch tiefer in den Staub der Erde hinabgedrückt werden. Die Menschen würden ihres Zieles und ihrer Bestimmung gänzlich vergessen und den Thieren ähnlich sein, die, nur für die Erde bestimmt, eingespannt werden und arbeiten müssen, bis sie unbrauchbar geworden. In der jetzigen Ordnung der Dinge ist der Sabbath die Erlösung und Befreiung des Menschen von dem drückenden Joche der irdischen Mähen, wie sie als Strafe für die Sünde auf ihn gelegt sind. Seine Feier ist die Stärkung und Erfrischung der Kräfte, die durch die Arbeit der Erde geschwächt werden und sich aufzehren. Sie ist die Schwungfeder, die seinem Denken und Arbeiten eine himmlische Richtung gibt und ihn für einige Stunden in das verlorene Paradies zurückführt.

Daher auch die ernstesten und strengsten Worte, mit denen der Herr durch das Gesetz und die Propheten die Heiligung des Sabbath seinem Volke an das Herz legte und einschärfte. Morgen, sprach er durch Moses in der Wüste zu ihm, ist die Ruhe des Sabbath, dem Herrn geweiht. Sechs Tage sollt ihr sammeln, aber am siebenten ist der Sabbath des Herrn. (II. Mos. 23, 26.) Und da er von der Höhe des Berges Sinai unter Posaunenschall und Blitz und Donner die zehn Gebote verkündete, so wies er in bedeutungsvoller Weise auf den Sabbath hin, den er im Paradiese angeordnet und sprach: Gedenke, daß du den Sabbath heiligst! Und dann fuhr er fort: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte thun, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn; an demselben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deiner Thore ist; denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und Alles, was darin ist, aber am siebenten Tage ruhte er; darum segnete Gott den Ruhetag und heiligte ihn. (II. Mos. 20, 8—11.) Er wiederholte später nochmals dieses Gebot und erklärte den Sabbath als das ewige Zeichen des Bundes, den er mit seinem Volke geschlossen. Sehet zu, sprach er, daß ihr meinen Sabbath haltet; denn er ist ein ewiger Bund zwischen mir und euch und ein ewiges Zeichen, auf daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiligt. So haltet meinen Sabbath als einen Tag, der euch heilig ist. (V. Mos. 31, 15—17.) An zwei und fünfzig andern Stellen redet die heilige Schrift des alten Bundes von der Heiligung des Sabbath und spricht wahrhaft furchtbare Drohungen über diejenigen aus, die denselben entweihen.

Es ist Euch bekannt, geliebte Diöcesanen, mit welcher ängstlichen Gewissenhaftigkeit das gesetzes-eifrige Judenthum den Sabbath des Herrn angeschaut und gehalten, und wie es nicht einmal ein Werk der Nächstenliebe am Sabbath verrichten wollte. Wenn wir auch diese Strenge nicht theilen und dem Worte des Heilandes folgen, der gesagt, daß der Sabbath wegen des Menschen und nicht der Mensch wegen des Sabbath geschaffen sei, so müssen wir doch mit

größter Betrübniß auf die Entweihung der Sonn- und Feiertage unter uns hinblicken, da der christliche Sonntag hoch über dem jüdischen Sabbath steht.

Der alte Bund war nur ein Schatten des neuen; ein schwaches, wenn auch farbenreiches Vorbild der Segnungen, welcher dieser bringen sollte. So deutete auch der alttestamentliche Sabbath auf den Sonntag des neuen Bundes hin, der, wie der Name so schön andeutet, gleich einer geistigen Sonne über die christliche Welt heraufzog und die Segnungen der Erlösung über sie ausbreitete.

Der Heiland war am Stamme des heiligen Kreuzes gestorben, um in seinem Blute die Folgen und Strafen unserer Sünden zu tilgen. Er war an einem Sonntage von den Todten erstanden und hatte durch diese seine wunderbare Auferstehung die von ihm gewirkte Erlösung vollendet. An einem Sonntage hatte er den heiligen Geist gesendet und durch seine Herabkunft dem von ihm vollbrachten Werke das Siegel aufgedrückt. So kam es, daß die Christen von den ersten Zeiten an für den Sabbath den Sonntag feierten und diesen Tag als den von Gott geordneten Tag der Ruhe und Heiligung beobachteten und auszeichneten. Der christliche Sonntag hat darum eine weit höhere und segensreichere Bedeutung, als der jüdische Sabbath. Er ist neben der Erinnerung an die Schöpfung und Vollendung der Welt durch die Sabbathruhe Gottes die Hinweisung auf eine höhere, die zweite Schöpfung, die der Heiland Jesus Christus vollbracht, und die Vergewärtigung aller Gnaden und Gaben, die der heilige Geist über die Erde ausgegossen. Er ist geweiht durch das Andenken an die heiligste Dreifaltigkeit und ihre liebevolle Thätigkeit zu unserm Heile. Der fromme Christ versenkt sich in seiner Feier in die Großthaten der Liebe des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes gegen ihn und tritt durch die dankbare Erinnerung an dieselben und durch den Gottesdienst, dem er in Andacht beivohnt, in den Kreis der Segnungen, die in der Kirche Jesu Christi fließen, um von ihnen gestärkt und geheiligt zu werden, bis der himmlische Sabbath, die Ruhe in Gott und der Friede des ewigen Lebens, für ihn anbricht.

Möchtet Ihr doch, geliebte Diöcesanen, diese hohe Idee und Bedeutung des Sabbath für Euer Leben erkennen und in einer würdigen Feier desselben nach dem Willen unserer heiligen Kirche ausprägen! Dieses Gebot ist das erste, das der Herr gegeben; es steht an den Thoren der Menschengeschichte und ist so alt wie diese. Der Sabbath ist keine menschliche Erfindung und Einrichtung; er beruht auf der Anordnung Gottes und hat die Veränderung aller Zeiten überdauert. In zahllosen Bindungen ist das Menschengeschlecht über den Boden der Erde hinübergezogen; es hat sich gespalten nach Sprache, Gestalt, Farbe und Sitte. Die Formen der Gottesverehrung haben gewechselt, und Umwälzungen jeglicher Art das Antlitz der Erde erschüttert. Aber der Sabbath des Herrn wurde stets heilig gehalten. Alle Nationen haben an einem Tage in der Woche von der Arbeit der Erde geruht und ihren Blick nach Oben gerichtet, und wenn in wahnwitziger Verblendung die ursprüngliche Ordnung Gottes verkehrt oder aufgehoben werden wollte, so hat Noth und Elend die Frebler wieder zu ihr zurückgeführt. Der Sabbath ist einer der größten Beweise der göttlichen Liebe und Erbarmung gegen das menschliche Geschlecht und wird nie von ihm gänzlich mißachtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchenmusikalisches.

+ Aus der Pfalz. Das Gebiet der kirchlichen Tonkunst erhält durch die rührige Thätigkeit seiner Componisten in unserer Zeit einen Reichtum an polyphonen Gesängen, der für die Bedeutung und den Werth der ersteren das beredteste Zeugniß ist. Kein Feld der Musik hat Aehnliches aufzuweisen, keines ist ja für Vertiefung der höchsten Gefühle geeigneter, als die kirchliche Musik. Ihre Grundlage ist der Choral, der freilich den schönsten

und wahrsten Gesang der Kirche bildet, dessen absolute Schönheit durch nichts erreicht wird. Doch wir reden ja von dem polyphonen Gesange. Bezüglich seiner nun ein Wort, das ich zum Besten der Sache nicht zurückhalten vermag.

Bei dem Vielen und Mannigfaltigen, welches unsere Zeit an derartigen polyphonen Gesängen aufzuweisen hat, scheint es für Componisten bedenklich, noch ein Weiteres zu wagen und es insbesondere dem Guten aus der alten Zeit an die Seite zu stellen. Originell will und muß der Componist sein, wenn er Ersprießliches zu leisten vorhat.

Bei diesem Hineinleben ins Originelle läuft man aber leicht Gefahr, über der Form den Inhalt zu vergessen und Manches anders zu schreiben, als es die Einfachheit und Unmittelbarkeit bedingt. Viele und selbst von den Größten der Jetztzeit haben sich darin schon vergangen. Beispiele lägen mir augenblicklich Duzende nahe. Und es scheint mir nur das Verdienst eines Componisten zu sein, der das Richtige immer unverrückt im Auge behielt. Es ist Herr Chorregent Joh. Diebold zu St. Martin in Freiburg. Dessen Werke athmen eine natürliche Einfachheit und Anmuth und sind das Erzeugniß eines reifen Genies, dessen Schöpfungskraft mich ihrer Unmittelbarkeit im Ausdruck wegen am meisten anspricht. „So und nicht anders hätte ich die Stelle komponirt“, muß ich mir beim Studium der meisten seiner Gesänge sagen. Da beherrscht der Inhalt vollständig die Form. Text und Musik durchdringen sich gegenseitig und bilden ein untrennbares Ganze.

Unter den 70 Cantus sacri (außerliturgischen ein-, zwei-, drei- und vierstimmigen Gesängen im Verlage der Actiengesellschaft „Concordia“ zu Bülh in Baden) begnügen wir Viedern, die zum Schönsten gehören, das existirt. Ein dreistimmiges Herz-Jesulied ist von so ergreifender, wehmüthiger Schönheit, daß es selbst die gleichgültigsten Seelen erschüttert. Von eben dieser innern Frömmigkeit und Wahrheit getragen, bilden die unter dem nämlichen Titel (Cantus sacri) bei Herder in Freiburg erschienenen Lamentationen und Responsorien die herrlichsten Einlagen für die Charwoche. Eine bei Schwann in Düsseldorf soeben verlegte Messe für 4 Männerstimmen hat besonders im Kyrie, Gloria und Benedictus Stellen, die mit solchen der edelsten Erzeugnisse wetteifern; dabei entfaltet das Credo einen wahren Reichtum an hübschen Modulationen. Das scheint mir große Begabung eines Componisten, wenn er es versteht, wie Herr Diebold, in den Credos so Eine Wahrheit aus der andern hervorquillen zu lassen. Dem Ländlichen und Volksthümlichen hat der brave Autor in seinen 20 Festgesängen (ebenfalls bei der Gesellschaft „Concordia“ verlegt) ganz und gar Rechnung getragen.

Wie lange schon sehnen sich Chöre mit geringen Stimmmitteln nach 4stimmigen Tantum ergo, Gradualien, Offertorien zc. für die höchsten Festtage des Jahres. Mit seinen Festgesängen hat der Componist das Richtige geschaffen, um so mehr, als der Vortrag derselben seitens gutbesetzter, leistungsfähiger Chöre von durchschlagendem Erfolg begleitet ist.

Wie innig klingen nicht die 12 St. Josephslieder! Einsender benützte diese (bei Dilger in Freiburg erschienenen) 2- und 3stimmigen Hymnen schon jahrelang beim Beschlusse sonntägiger Abendandachten, und mit welcher Begeisterung lauschte die Menge diesen Perlen von Viedern!

Von der Lauda-Sion-Messe für gemischten Chor berichtet Witt, daß sie ein Werk von seltener Schönheit sei.

Schon 12 Jahre an einem Kirchenchore thätig, der so ziemlich von allen bedeutenden Kirchenmusikern der Jetztzeit das Gute und Beste vortrug, kann Einsender nur constataren, daß die Diebold'schen Compositionen dem Publikum am meisten zusagten.

Und wenn Dr. Franz Biszt des schlichten, schwäbischen Chorregenten mit rühmlicher Auszeichnung gedenkt, so ge-

schah es ja nur deshalb, weil Herr Diebold besonders für die Fassungskraft des kathol. Volkes die beste Brücke bildet zu den Meistern des Mittelalters.

Verrath straft den Verräther.

Es war im Jahre 1815, während des vorletzten Feldzuges Deutschlands gegen Frankreich, als ein berühmter deutscher Feldherr bei einem reichen Gutsbesitzer des französischen Departements der l'Yonne einquartirt wurde. Der Besitzer des dem General zu seinem einstweiligen Aufenthalt angewiesenen Schlosses, welcher wohl gehört haben mochte, wie seine Landsleute in früheren Jahren Deutschland ausgeplündert hatten, und unbekannt mit dem Edelmuthe jener tapfern Krieger, die nicht gekommen waren, um Gleiches mit Gleichem auf französischem Boden zu vergelten, sondern um dem hart bedrängten Europa einen heißersehnten Frieden zu verschaffen, hatte, als er von den verlorenen Schlachten in den Niederlanden hörte, und wie die verbündeten Armeen, ihre glorreiche Triumphe verfolgend, in die innern Provinzen des französischen Reiches eindringen, den Entschluß gefaßt, seine besten Schätze zu vergraben, damit sie ihm nicht verloren gehen könnten. Er ließ also eine große hölzerne Kiste mit Eisen beschlagen, verbarg seine Kostbarkeiten, seine silbernen Geschirre, das für den Augenblick entbehrliche Geld und die besten Kleinodien der Familie in dieselbe, ließ eine tiefe Grube an seiner Gartenmauer graben und in diese die schwere Kiste versenken. Zu dieser Arbeit wollte er Niemanden verwenden als zwei seiner Bedienten, auf welche er das meiste Vertrauen setzte. Der eine hieß Fleury, der andere Benjamin. Fleury war schon viele Jahre in diesem Hause, hatte den jetzigen Gutsbesitzer, bei dessen Vater er schon gedient hatte, als Knabe gekannt, und wußte sich durch Wohlbienereien und Verleumdungen bei der Frau des Hauses zu empfehlen; er galt übrigens für einen ehrlichen und getreuen Diener, war aufmerksam auf alles, was vorging, und schmeichelte sich auch nicht mit Unrecht der Gunst des Herrn in einem hohen Grade. Benjamin war erst wenige Monate in diesem Dienste, auch er besorgte die ihm übergebenen Geschäfte mit Fleiß und Willigkeit, war seinem Herrn ergeben und erfreute sich auch dessen Zutrauens. Das Eingraben der werthvollen Kiste geschah bei Nacht, im Beisein des Gutsheeren.

Als nun die Grube, in welche man dieselbe versenkt hatte, wieder vorsichtig mit Erde zugedeckt worden war, nahm der Herr vom Hause beide Bedienten auf sein Zimmer und prägte ihnen da, im Beisein seiner Gemahlin, wegen des ihnen hiermit anvertrauten Geheimnisses die strengste Verschwiegenheit ein.

„Sind die Feinde einmal wieder aus dem Lande“, sagte er endlich, „so werdet ihr beide mir beim hellen Tage wieder herausholen, was wir bei Nachtzeiten vergraben mußten; dann werde ich aber auch dankbar gegen Euch sein; Ihr kennt mich, ich bin gewohnt, mein gegebenes Wort streng zu erfüllen.“

Indessen rückten die verbündeten Armeen mit jedem Tage weiter vorwärts. Die Streitkräfte, die ihnen noch einigen Widerstand hätten leisten können, waren vernichtet, und so ereignete es sich dann auch eines Morgens, daß jene Gegend mit Truppen aller Waffengattungen überschwemmt und das Schloß, in dessen Garten der Schatz begraben lag, dem General zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde, von dem wir am Eingang dieser Erzählung sprachen.

Die Hauptstadt Paris war gefallen. Die gerechte Sache hatte die Oberhand erhalten, und die Schrecknisse des Krieges waren bald vorüber; nur wurde bestimmt, daß die siegreichen Armeen noch auf einige Zeit Kantonnierungsquartire beziehen sollten, theils um sich von den vielen

bestandenen Strapazen zu erholen, theils aber auch, um bösgesinnte Menschen von neuen Unordnungen abzuhalten.

In dieser Zeit war es, als Fleury — der alte, für treu gehaltene Diener des Hauses, er, den der Gutsbesitzer beim Vergraben der Kiste beigezogen gehabt hatte, — auf einem Spaziergange sich dem im Schlosse einquartirten General näherte, und ihm den Vorschlag machte, er wolle ihm einen bedeutenden Schatz entdecken, wenn er ihm eine Summe von hundert doppelten Louisdor's verabfolgen ließe und das strengste Stillschweigen zu beobachten verspräche.

Der edle Krieger war natürlich über ein solches Anerbieten entrüstet, versprach jedoch dem verächtlichen Verräther die hundert Stücke richtig ausbezahlen zu lassen, sobald er sich erst einmal in dem Besitz des ihm versprochenen Schatzes befände, und auf diese Weise wurde er in das Geheimniß eingeweiht, und ihm sogar der Ort genau angezeigt, wo die Kiste vergraben worden war.

Bei der Tafel erkundigte sich hierauf der General bei seinem Hausherrn, ob es denn in den reichen Häusern Frankreichs nicht auch wie anderwärts Sitte wäre, auf Silber zu speisen, und ob er vielleicht nicht selbst eines oder mehrere Silber-Service besäße?

Dieser bejahte es, fügte jedoch bei, daß er vor der Hand nicht hätte wissen können, daß ihm das Glück zu Theil werden würde, einen so braven und menschenfreundlichen General in seinen Mauern zu beherbergen, daß er gefürchtet hätte, ausgeplündert zu werden, und er daher Alles, was sich Werthvolles in seinem Hause befunden hätte, geflüchtet habe.

„Geflüchtet?“ wiederholte der General mit bedeutungsvoller Miene, denn es ärgerte ihn in der That, daß sein Hausherr ein Geheimniß dieser Art vor ihm bewahren wollte.

„Ja!“ antwortete dieser, nicht ohne einige Verlegenheit; „ich schickte meine Schätze alle nach Paris!“

„Da thaten sie sehr wohl daran“, versetzte hierauf der General lächelnd und brach das Gespräch ab.

Die Gemahlin des Gutsheeren aber witterte von diesem Gespräche nichts Gutes. Sie hatte während der Mittagstafel beständig den General beobachtet und in seinen Gesichtszügen bemerkt, daß er sich beleidigt fand. Nicht mit Unrecht schloß daher diese sehr vernünftige Dame, daß ihr und ihres Gemahls Geheimniß verrathen sein möchte.

Auf den alten Fleury hatte sie so wenig Verdacht, daß sie ihn selbst von ihrer Sorge in Kenntniß setzte und ihn befragte, ob er ihr nicht vielleicht eine Auskunft zu geben vermöchte?

„Die wäre leicht zu errathen“, antwortete dieser. „Da ist der Benjamin, von dessen Treiben ich Ihnen schon so oft erzählte, vor welchem ich Sie selbst, gnädige Frau, so oft gewarnt habe; der steckt, wenn er eine Minute erübrigen kann, bei dem Adjutanten des Generals, trinkt mit dessen Bedienten, und ich wollte meinen Kopf wetten, dieser hat unser Geheimniß verrathen.“

Noch denselben Abend machte die Dame ihrem Gatten den Vorschlag, den Ortsrichter zu beauftragen, Benjamin auf's strengste zu verhören, und dann nach dessen Gutdünken ihn entweder ferner heizubehalten, oder augenblicklich aus dem Schlosse und dem dazu gehörigen Dorfe fortzuschicken.

Dies geschah. Fleury erhielt den Auftrag, den Ortsrichter heimlich ins Schloß zu berufen. — Dieser Mann war aber nichts weniger als tugendhaft. Er wußte, daß Fleury alles bei der Herrschaft galt, nahm von diesem auch Bestechungen unter dem Beding an, daß es ihm gelänge, den ehrlichen Benjamin aus dem Schlosse zu vertreiben, und so geschah es nun, daß er der Herrschaft nach abgehaltenem Verhöre des Benjamin berichtete, der junge Mensch hätte sich, während er ihn zu Protokoll genommen, sehr frech benommen und alles weggeleugnet; da aber Frechheit kein Beweis von Unschuld sei, er auch öfters die Gesichtsfarbe verändert hätte, und nicht habe

leugnen können, daß er sich zu verschiedenen Malen in des Adjutanten Zimmer befunden, wohin ihn, da dieser seine eigenen Bedienten habe, keine Geschäfte hätten rufen können, so hielt er (der Richter) ihn für gefährlich und wollte den unmaßgeblichen Rath ertheilen, diesen Menschen bei den jetzigen ohnehin unglückseligen Zeiten sobald als möglich aus dem Schlosse und Dörfe zu entfernen.

Die Dame des Hauses und auch der Herr stimmten bei. Doch sagte er: „Lassen wir den Benjamin plötzlich brodblos werden, so könnte er uns, — wenn er so böshaft ist, wie man ihn schildert, einen anderen Schaden zufügen; ich will ihm einen Brief an meinen Bruder in Troyes geben, ein gutes Pferd aus meinem Stall anvertrauen, Sorge tragen, daß er dort einige Zeit lang, wenigstens auf so lange die Einquartierung in unserm Schlosse ist, aufgehalten wird; — und ist dann der Friede wieder bestätigt, Ordnung und Ruhe wieder überall eingetreten, so können wir noch immer thun, was Vorsicht, mit Menschenliebe gepaart, uns vorschreibt. So geschah es auch. Schon am anderen Morgen mußte Benjamin sehr früh ein Pferd satteln und mit dem Briefe abreißen.

Jetzt verflossen einige ruhige Tage. Weder der General, noch dessen Adjutant bemerkten den Mangel eines Bedienten in einem so reichen Hause; doch sagte ersterer, als er einmal nach aufgehobener Tafel mit seinem Hausherrn und dessen Gemahlin einen Spaziergang in den an das Schloß anstoßenden Garten machte, und diese die unerwartete und menschenfreundliche Art lobten, mit welcher sich die ruhmgelohnten Sieger in Frankreich betrug, als ob ihm so von ungefähr dieser Einfall käme: — „Nun, so möchte ich Ihnen auch ein bleibendes Andenken an mich und meine Leute zurücklassen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen einen Baum hier in Ihrem Garten pflanzte, der Sie und Ihre liebe Familie auch in ferneren Tagen immer an diesen wichtigen Zeitpunkt erinnerte?“

„Ach ja!“ begann erfreut die Dame des Hauses, „dieser Gedanke von Ihnen ist auch allerliebste, Herr General! einen Rosenstock! ich werde gleich die Befehle geben, daß einer hierher gebracht werde, und versichere Sie, so lange ich lebe Sorge zu tragen für diesen Blumenstrauch, ihn zu pflegen und zu schützen.“

„Die jetzige Zeit, meine Gnädige“, begann hierauf mit männlichem Ernst der edle Mann, „ist nicht für Rosen geeignet; ich will Ihnen lieber eine Eiche pflanzen; wir Deutsche lieben diese Bäume; ihre belaubten Aeste sollen ihnen einst zum Vergnügen dienen.“

Noch an demselben Abend brachten einige Soldaten auf seinen Befehl eine junge Eiche mit Wurzeln und Erde aus dem unweit entfernten Forste in den Garten.

„Wir werden ohnehin nicht mehr lange in Frankreich verweilen“, begann der General, „und darum wünsche ich, daß alle Glieder des Hauses anwesend wären, wenn ich meinen Baum pflanze.“

Sein Begehren wurde erfüllt, selbst die Dienerschaft in den Garten gerufen, und als darauf der General den Hausherrn fragte, an welchem Orte er die Eiche hinpflanzen sollte, so überließ es dieser ganz dem eigenen Willen des durch seine vielen Tugenden hochgeschätzten Mannes.

„Nun, damit der Baum nicht hindere“, fing dieser jetzt an, „so wollen wir ihn an der Mauer einsetzen“, und bei diesen Worten gab er seinen Leuten den Befehl, an demselben Orte ein Loch zu graben, an welchem die Kiste verborgen worden war.

Der Gutsbesitzer erblaßte. Umsonst machte er jetzt allerhand verschiedene Einwendungen: versicherte, daß er hier ein Gartenhaus wolle bauen lassen, daß kein Sonnenstrahl in diesen Winkel fallen könne, der Boden zum Gedeihen dieses Baumes sich nicht eigne u. s. w. Der General bestand jedoch auf seinem Willen, und kaum hatte er die in der Erde versteckt gewesene Kiste wahrgenommen, als er einem anwesenden Unterofficier den Befehl gab, den Fleury herbeizuführen, der sich, weil ihm die Flucht durch

zwei Schildwachen, die zur Feier des Festes am Gartenthore aufgestellt worden, unmöglich gemacht worden war, in einem Salon verborgen hielt.

Mit Mühe gelang es den Soldaten, die schwere Kiste ans Tageslicht zu fördern. Da gestand dann der Gutsbesitzer, daß er es gewesen, der die Kiste hier habe eingegraben lassen, unter der aufrichtigen Versicherung, daß diese leicht verzeihliche Vorsichtsmahregel nie angewandt worden wäre, wenn er das Glück vorausgesehen hätte, einen so rechtschaffenen und braven Mann in's Quartier zu bekommen.

„Ich glaube, ihre Schätze werden in ihren obern Gemächern des Schlosses besser bewahrt sein, als hier“, fing hierauf der edle deutsche General an, und da eben jetzt der Unterofficier den zitternden Fleury herbeiführte, so entdeckte er der anwesenden Gesellschaft offen, daß es dieser Schurke gewesen sei, der ihm das Geheimniß ver-rathen, und gab zwei zu dieser Strafvollstreckung eigens bestellten Unterofficieren den Befehl, ihm auf derselben Kiste anstatt der hundert Stück versprochenen Doppel-Louisdor hundert Stück Stockprügel zu geben.

Der Gutsbesitzer und seine Gemahlin baten den edlen Krieger, ihm diese Strafe zu erlassen. Dagegen aber willigte er nicht. Nur diese beiden erhielten die Erlaubniß, sich aus dem Garten entfernen zu dürfen. Die Dienstboten aber mußten da bleiben und der Vollstreckung des Urtheils beiwohnen.

„Dieser schlechte Mensch“, begann der General sehr ernsthaft, „muß ein Andenken an den heutigen Tag haben“, und befahl den Corporälen, ihre Pflicht zu erfüllen, was auch unverweilt geschah.

Hierauf wurde der elende Verräther weggebracht, und nun pflanzte der General wirklich die Eiche, welche vielleicht noch als ein Zeuge deutschen Edelsinns und deutscher Gerechtigkeitsliebe in jenem französischen Garten grünt.

Fleury wurde ins Spital der nächsten Stadt geführt und dort von deutschen Armee-Chirurgen wieder geheilt.

Daß er die Dienste jenes Hauses nicht mehr antreten durfte, läßt sich leicht denken; Benjamin aber wurde zurückgerufen, erhielt dessen Stelle — und erfreute sich für die Zukunft des Zutrauens seiner Herrschaft.

Diöcesanachrichten.

* **Speyer.** Während der hl. Fastenzeit ist in der Domkirche jeden Sonntag abends 5 Uhr Fastenpredigt mit darauffolgender Andacht und sakramentalischem Segen, jeden Mittwoch abends 5 Uhr Miserere und jeden Freitag zur selben Stunde Kreuzwegandacht, erstere unter Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes, letztere unter Aussetzung einer hl. Kreuzpartikel.

† **Aus der Nordpfalz.** Am Mittwoch, den 16. Februar fand in der Kirche in Oberndorf im Alsenzthale eine erhebende Fest- und Wallfahrtsfeier zu Ehren des hl. Bischofs und Märtyrers Valentinus, des Patrons jener Kirche, statt. Dieses Fest, verbunden mit der feierlichen Uebertragung einer im vorigen Jahre von Rom erhaltenen St. Valentinus-Reliquie kann als der würdige Abschluß der seit Jahren von Herrn Pfarrer Krebs in Oberndorf betriebenen inneren Restauration seiner Kirche angesehen werden. Wer in früheren Jahren diese Kirche besuchte, fand ein sehr verwahrlostes, trübes und unansehnliches Gebäude, welches kaum einem Gotteshause ähnlich sah. Jetzt ist dasselbe hell und schön decorirt, mit neuen Statuen und Gemälden geschmückt, darunter ein durch gütige Vermittelung des verstorbenen Oberamtsrichters und Kammermitgliedes Baillant von München erhaltenes Geschenk Seiner Majestät des Königs, die Madonna mit dem Jesuskinde. — Auch mit einem Kreuzwege, den 14 Stationen, ist die Kirche ausgestattet, welche ebenso zur Zierde, wie zur religiösen Erbauung dienen. Von Jahr zu Jahr hatte schon seither der Besuch des Patronfestes und die Zahl der Wallfahrtscommunicanten zugenommen, bis sie dieses Jahr die Zahl von 100 erreichten, was in jener kleinen Gemeinde der nordpfälzischen Diaspora

viel heißen will. Besonders noch wurde das Fest verherrlicht durch die von Herrn Pfarrer Lenges von Heimersheim bei Alzey gehaltene Festpredigt über das Leben des heiligen Valentinus, als Kind, als Jüngling, als Bischof und Märtyrer, mit sehr entsprechenden, zeit- und sagemäßen Anwendungen für die zahlreiche Zuhörerschaft. Es war rührend zuzusehen, mit welcher Andacht und Ergriffenheit am Schlusse des Gottesdienstes alle Anwesenden zum Kusse der in schöner, vergoldeter kreuzförmigen Monstranz gefassten Reliquie hinzutraten. — So möge es denn dem eifrigen Ortspfarrer gelingen, im Laufe der Zeit auch die äußere Restauration der überaus schön und malerisch gelegenen Kirche von Oberndorf, die auch baulich einen wohlthuhenden Eindruck auf die mit der Alsenzbahn Vorbeifahrenden machen würde, zu erreichen, wie es ihm gelungen ist, die innere Verschönerung der Kirche zu bewerkstelligen! — Den Katholiken von Oberndorf und des Alsenzthales aber möge der in dem hl. Valentinus und seiner Reliquie gleichsam erneut aufgegangene Stern des Glaubens tief in die Herzen leuchten und sie wach erhalten gegenüber allen Anfechtungen der Zeit und der Welt!

○ **Aus dem Westrich.** Wer gegenwärtig den Pfälzischen Westrich und die Landstuhl'sche Höhe besucht, der sollte nicht versäumen, auch dem dortigen romantischen Hochthale, in welchem die katholische Pfarrgemeinde Bann, mit ihrer schönen, ganz aus rothen Sandsteinquadern nach einem Plane Schöberl's erbauten, dreischiffigen Kirche liegt, einen Besuch zu machen. Wir wohnten am 13. und 14. ds. Monats dem Patronatsfeste jener Kirche und dem Festgottesdienste bei, in welchem Herr Dekan Dr. Hammer aus Wolfstein eine vortreffliche St. Valentinusfestpredigt über die Pflicht des Christen, nach dem Beispiele der hl. Märtyrer erstens zu handeln und zweitens zu leiden, hielt und sodann Herr Pfarrer Matthes aus Kirchenarnbach mit zwei jüngeren Geistlichen das levitirte Hochamt sang. Es waren Tage großer Anstrengung wegen der circa tausend Beichtenden und Communicirenden, aber auch Tage großer geistiger Freude und Erbauung, welche wir dort erlebten und auch an ästhetischen, kirchlich-musikalischen und liturgischen Genüssen waren dieselben reich. Unter der Leitung des wackern Lehrers von Bann gelangte, bei treuer Mitwirkung der Verweiser und Filiallehrer der Pfarrgemeinde, die 4stimmige Preismesse von Stehle mit den Choraleinlagen nach dem Graduale, von Cantor und Chor abwechselnd gesungen, zur wohl gelungenen Aufführung. Bei der Größe und Weite der Kirche mit guter Akustik hatte der Gottesdienst etwas Imposantes, um so mehr, da er ganz genau nach den liturgischen Vorschriften ausgeführt wurde, wobei sogar der in Landkirchen sonst selten vorkommende „Schweizer“ im rothen Talar und mit vergoldetem Knopfstabe nicht fehlte. — Es ist gewiß die Pfarrgemeinde zu beglückwünschen, welche Jahrhunderte hindurch sich mit einer kleinen, ärmlichen Kirche begnügen mußte, wenn sie nun eines so prächtvollen Gotteshauses wie das in Bann ist, sich erfreut. Sie wird sich die reichlichen Opfer, welche die ganze Gemeinde, wie Einzelne dafür brachten, nicht gereuen lassen und dankbar die Bemühungen anerkennen, welche der ebenso seeleneifrige als kunstverständige Herr Pfarrer Graf dem Emporblühen seiner Gemeinde in deren innerem Leben, wie der immer schöneren Ausschmückung seiner Banner Pfarrkirche widmet! Wurden wir doch auf dieser romantischen, schweizerartig gelegenen Anhöhe mit ihrer lieben Kirche, diesem Schmuckstücke von kirchlichen und ästhetischen Schönheiten, die man dort kaum ahnen würde, an die schönen Worten des Propheten erinnert, in welchen er das Wirken und Walten des Erlösers in seiner Kirche im Voraus schaut und schildert: „Es freuen sich die Wüste und die Steppe und es jauchzet die Ginde und blühet, wie eine Lilie. Aufblühet sie und blühet und jauchzet freudig und lobsingend, die Herrlichkeit des Libanon wird ihr gegeben, die Anmuth Carmels und Saron's; sie schauen die Glorie des Herrn und den Glanz unseres Gottes.“ Jesai 35. 1.

Gebetsverhöörungen. Dank unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen und dem hl. Joseph nach Abhaltung zweier Novenen für schnelle Erhörung in einem wichtigen Familienanliegen. Zugleich möchte ich bitten um ein andächtiges Vater Unser für die Erhörung in meinem weiteren Anliegen. V. C. in St. M.

Politische Rundschau.

* Speyer, 23. Februar.

Die Hauptwahl für den Reichstag ist vorüber. Bis zu dem Augenblick, wo wir unsere Rundschau schreiben, ist ein allgemeiner Ueberblick über dieselbe noch nicht möglich. Von den 6 Wahlkreisen der Pfalz können wir jedoch jetzt schon sagen, daß keiner derselben für das Centrum erobert wurde. Ja sogar der Wahlkreis Kaiserslautern-Kirchheimbolanden, der bei der Wahl im Jahre 1884 von den vereinigten Demokraten und Centrumsleuten für den Candidaten der ersteren gewonnen worden war, ist dieses Mal wieder an die Nationalliberalen verloren gegangen, so daß jetzt sämtliche pfälzische Wahlkreise wieder von nationalliberalen Candidaten vertreten werden. Der Wahlkreis Germersheim-Bergzabern, in welchem einige Aussicht für das Centrum bestand, sowie der Wahlkreis Zweibrücken-Birmasens, der für das Centrum die meisten Hoffnungen bot, ist uns entgangen. Der Wahlkreis Speyer-Ludwigshafen-Frankenthal, in welchem das Centrum wenigstens eine Stichwahl für seinen Candidaten erhoffte, ist schon bei der Hauptwahl den Nationalliberalen zugesallen, und in Landau-Neustadt, sowie Homburg-Kusel sind die vom Centrum unterstützten deutschfreisinnigen Candidaten von den Nationalliberalen besiegt worden. Wir stehen also in der Pfalz wieder auf demselben Fleck wie vor anno 1884. Was ist die Ursache hievon? Haben etwa unsere Leute ihre Schuldigkeit nicht gethan? Es wäre ungerecht, dies behaupten zu wollen. Nach den uns vorliegenden Wahleresultaten haben sich die Centrumsleute fast allenthalben sehr wacker gehalten. Beinahe überall haben die Centrumsstimmen zugenommen. Wenn wir dennoch in der Pfalz unterlegen sind, so liegt der Grund hiefür in solchen Umständen, gegen die wir machtlos sind. Einmal ist die Wahlkreiseintheilung in der Pfalz für uns Katholiken sehr ungünstig und zum zweiten sind unsere Leute selbst in den Kreisen, in welchen sie der Zahl nach stärker sind, doch in Bezug auf ihre sociale Stellung die Schwächeren, die Abhängigen; das Groskapital ist auf Seite unserer Gegner, sowie in Folge dessen auch der politische Einfluß. Die Besseren von ihnen fühlen dies gewiß auch, daß ihre Partei nämlich ihre Siege weniger der Gerechtigkeit ihrer Sache, als vielmehr ihrer mächtigen, begünstigten Stellung verdanke. Nur die „Speierer Zeitung“ macht eine Ausnahme und nimmt in gewohnter Weise den Mund voller, als es jedenfalls den Nobleren unter ihren Gesinnungsgenossen lieb ist. Die Rede unseres Candidaten, des Herrn Dr. Eiben, die er im hiesigen Stadtsaale hielt, hat jenes Blatt wenigstens nicht zu widerlegen vermocht, sie hat auch unter den Nationalliberalen mächtig eingeschlagen. Man war verwirrt, betroffen, von der Wucht der in nobelster Weise vorgebrachten Argumente des Redners erdrückt, aber freilich der Haß gegen das Centrum, und die beliebte Art der Agitation waren stärker als alle Vernunftgründe. Die „Speierer Zeitung“ thäte daher gut, ihren norddeutschen Mund nicht so spazieren gehen zu lassen. Geradezu Berliner Größenwahn ist es aber, wenn dieses Blatt hofft, die Kreishauptstadt werde mit der Zeit ganz der liberalen Partei zufallen. Das wird Herr Hans Friedemann doch kaum erleben. Es war auch nur so ein Traum „nach der Wahl im Ritterjaal.“

Wie es im übrigen Deutschland steht, läßt sich in diesem Augenblick noch nicht endgültig feststellen. Doch scheint es nach Allem, daß die Bismärcker die Mehrheit bekommen. In den beiden Münchener Wahlkreisen, die in der letzten

Wahl den Nationalliberalen und Socialdemokraten zufließen, kommt das Centrum in die Stichwahl und zwar in München I mit dem liberalen und in München II mit dem socialdemokratischen Candidaten. In andern Wahlkreisen hat das Centrum Siege gewonnen, in andern wieder verloren. Ob es in der alten Stärke wieder in den Reichstag einziehen wird, ist noch zweifelhaft. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, ein echter Centrumsmann läßt den Muth nicht sinken. Das Centrum hat schon viele Prüfungen bestanden, es wird auch die gegenwärtige bestehen, wenn sie auch die schwerste ist.

Nachdem jetzt die Wahl vorüber ist, werden die Kriegsergüsse, mit denen man politische Kinder zu schrecken suchte, wieder verstummen, die eingebildeten Baracken der Franzosen werden auf den Abriß versteigert, und die Cultorkämpfer, die bei ihren Wahlversammlungen den Papst hoch leben ließen, werden wieder zu ihrem gewöhnlichen und mitunter sehr gemeinen Gewerbe zurückkehren, d. h. sie werden uns lästern und verhöhnen wie zuvor, werden ihr wahres Gesicht wieder aufzeigen.

Literarisches.

Der „Weiße Sonntag“. Von F. H. Fecht, Priester der Erzdiocese Freiburg. Verlag von L. Auer in Donauwörth.

Dieses für die Erstkommunikanten so überaus nützliche Büchlein behandelt in seinem ersten Abschnitte die Reinigung der Seele und setzt an der Hand des Katechismus die Belehrungen auseinander über die sieben Hauptsünden und die ihnen entgegengesetzten Tugenden, in jeder Belehrung auf das Beispiel Jesu und auf das Beispiel frommer, heiliger Kinder hinweisend. In gleicher Weise werden Ungehorsam und Gehorsam, Lüge und Wahrheit, dann der Hauptfehler, die Todsünde, die lässliche Sünde und die Stücke der Beicht behandelt.

Der zweite Abschnitt handelt von der Heiligung der Seele durch würdige und häufige Kommunion, Besuch des allerheiligsten Altarsakramentes, der heiligen Messe, durch Andacht zur Mutter Gottes, durch gute Meinung und Gebet. An diese mit den eindringlichsten und liebevollsten Worten auf die Reinigung des Herzens abzielenden Belehrungen schließen sich im zweiten Theil die Gebete für die Kommunionkinder: Morgen- und Nachtgebete, zwei Meßandachten, Beicht- und Kommuniongebete nebst zehn verschiedenen andern Gebeten, wie sie für das hochheilige Altarsakrament geeignet sind, nebst Kreuzweg und Vitaneien an, lauter Gebete, die nicht bloß in heiligmachender Weise für die Erstkommunikanten, sondern überhaupt für die fromme, seeleneifrige Jugend verfaßt sind. So ist mit diesem Büchlein eine wahre Segensquelle eröffnet, aus welcher die jungen Leute den Labetrunk der Reinigung und Heiligung für das ganze Leben schöpfen können. Möge dasselbe darum in recht viele Hände gelangen!

„Nach Lourdes!“ Dies ist der heiße Wunsch, dies das heilige Gelübde, dies die fromme That von Hunderten und Tausenden gläubiger katholischer Christen. Dort an der segenspendenden Quelle erhoffen sie von Maria's fürbittender Allmacht Hilfe in leiblichen und geistigen Nothen, dort danken sie für wunderbare, gnädige Erhörung dort errichten sie in freudigem Opfer die Denkmale ihrer Liebe und Dankbarkeit (Es ist nicht zu leugnen, daß die göttliche Vorsehung den vor etlichen Jahrzehnten noch ziemlich unbekannten Ort am Fuße der Pyrenäen ausgewählt hat zur Bethätigung ihrer Macht und Fürsorge durch die Hand der gnadenreichen Jungfrau, — das Ganze ist ein großes Wunder inmitten unserer ungläubigen Zeit zur Stärkung des Glaubens, zur Beschämung der Irr- und Ungläubigen.)

Alle Verehrer Unserer lieben Frau von Lourdes und im Besonderen die vielen, die Maria an diesem Gnadenort schon ihre Huldigung dargebracht haben, machen wir aufmerksam auf ein bedeutsames, im Verlag der katholischen süddeutschen Verlagsbuchhandlung von D. Dohs in Stuttgart erschienenenes Werk von Arthur Schott unter dem Titel: „Die Wunder von Lourdes.“ Haben wir bisher Lourdes in der Literatur hauptsächlich nur aus fragmentarischen Uebersetzungen kennen gelernt, so ist es das große Verdienst des Verfassers der „Wunder von Lourdes“, den wir als einen Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung und treuer katholischer Gesinnung kennen und dem die Mitarbeiterchaft eines Ordenspriesters von gleicher wissenschaft-

licher Befähigung zur Seite steht, die erste deutsche vollständige Originalarbeit über den berühmten Gnadenort geliefert zu haben. Im ersten Theil seines Werkes beschreibt der Verfasser die Erscheinung der allerheiligsten Jungfrau nach Vasserre und andern Quellen, während der zweite Theil die weitere Entwicklung der Lourdesandacht und Wallfahrt bis zur Gegenwart behandelt und Geschichten, Erzählungen, Betrachtungen und Andachten, die sich an die Erscheinung von Lourdes anknüpfen, in prosaischer und poetischer Form enthält. Ist so das Werk inhaltlich eine und zwar die erste und bisher einzige Originalarbeit, so besteht in formeller Beziehung sein großer Vorzug darin, daß es mit großem Fleiß, großer Sorgfalt, Genauigkeit und Treue geschrieben ist und der Text durch zahlreiche Illustrationen veranschaulicht wird. Das Ganze umfaßt ca. 50 Druckbogen und erscheint in ca. 15 Lieferungen zum Preis von à 40 Pf. Da dem schönen und guten Buche auch die Approbation des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariats von Rottenburg ertheilt ist — die Originalurkunde ist uns vorgelegen — empfehlen wir es den katholischen Familien gelegentlich als ein vortreffliches Mittel der Erbauung und Stärkung ihres Glaubens und Vertrauens auf die himmlische Mutter Maria.

Stuttgart, 2. Februar 1887.

Kaplan Max Ströbele.

Eine Person

gelesenen Alters, die selbstständig kochen kann und anderen Hausarbeiten sich gerne unterzieht, findet auf Osiern bei einer kleinen Familie (katholisch) dauernde Stellung. Näheres in der Exped. d. Bl.

Im Verlage der **Buchhandlung L. Auer in Donauwörth** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben und für das Leben. Neue Volks- und Jugendschriften. Herausgegeben von Oskar Ludwig. 2. Abtheilung, **Kinder-Schriften**. 1. Lieferung: **Der Schutzengel**. 1. Bändchen. Mit farbigem Umschlagbild und vielen bunten Illustrationen. Preis eleg. in Farbenbr.-umschlag kartonnirt 50 H.

Ferner erschien in gleichem Verlage:

Kurze, lehrreiche Erzählungen aus dem Leben der lieben Heiligen Gottes für Schulkinder.

Preis elegant kartonnirt 40 H.

Der Schutzengel. Ein Freund, Lehrer u. Führer der Kinder. Jahrgang 1885 u. 1886. Preis jeden Bändchens in reizendem Farbenbr.-umschlag gebunden M. 1.20.

Wir empfehlen diese vier allerliebsten ausgestatteten Werkchen allen Kinder und Jugendschriften auf das angelegentlichste und bitten herzlich um recht zahlreiche geschätzte Aufträge.

Hochachtungsvoll

Buchhandlung L. Auer
in Donauwörth.

An unsere Leser!

Jedem Katholiken, dem es ernstlich um die Erhaltung des christlichen katholischen Sinnes in seiner Familie gelegen ist, können wir nicht nur als Lektüre zur genügenden Unterhaltung, sondern auch zur geistigen Fortbildung den „deutschen Hauschat“ aufs angelegentlichste empfehlen; diese Zeitschrift hat bereits ihren XIII. Jahrgang begonnen. Der „Deutsche Hauschat“ erscheint in jährlich 18 Heften Größt-Quart (Oktober bis Oktober) zum Preise von 40 Pf. per Heft — **complett 7 M. 20 Pf.** Abonnements werden angenommen bei allen Buchhandlungen — bei den Postämtern jedoch **nur halbjährlich (9 Hefte) 3 M. 60 Pf.**

Aufruf!

Ende December 1887 feiert unser geliebter schwergeprüfter Heiliger Vater Leo XIII. Sein 50jähriges Priesterjubiläum.

In diesen Tagen hat der Hirtenbrief unseres verehrten Erzbischofs alle Gläubigen darauf aufmerksam gemacht und in berechneten Worten diese dringend aufgefordert ihre Liebe zum Heiligen Vater recht werththätig zu beweisen. Dadurch erneuert angeeifert, erinnert das Präsidium der Erzbruderschaft zur Ewigen Anbetung des Allerheiligsten Altar-Sakramentes und die Filialbruderschaften an den bereits erlassenen Aufruf an alle Katholiken Deutschlands, die verschiedenen beschlossenen Werke nun in Angriff zu nehmen.

Den Frauen ist vor Allem die Aufgabe geworden, ihre Thätigkeit dahin zu wenden, daß dem Heiligen Vater an Seinem Jubeltage ein reiches Geschenk an Paramenten, Kirchenwäsche und Altargeräthen dargebracht werde.

Die unterzeichneten Präsidentinnen der Erzbruderschaft und der Filial-Bruderschaften wenden sich an alle Frauen und Jungfrauen Bayerns, sowie an alle Gläubigen mit der dringenden Bitte, sie in diesem Werke zu unterstützen.

Die übersendeten Gaben werden von Seiner Heiligkeit an arme hilfsbedürftige Kirchen, vor Allem den Missionen verschenkt werden. Es ist also nicht nothwendig, daß Alles sehr kostbar sei, aber es sollen doch Festgaben sein, gebiegene Arbeiten, genau nach den kirchlichen Vorschriften.

Die Präsidentinnen der Erzbruderschaft erklären sich mit Freuden bereit, alle Gaben in Empfang zu nehmen, sowie auch alle gewünschten Aufschlüsse zu geben.

Mögen die Spenden reichlich fließen. Möge Jeder geben, wie es ihm Mittel und Fähigkeiten gestatten, selbst gearbeitete Paramente oder Kirchenwäsche, oder Schmuck zu einer Monstranz, oder Geldspenden zur Bestellung und Anfertigung derselben.

Möge Gott die Herzen zum Geben wenden und die Geber segnen.

München, 25. Januar 1887.

Erzbruderschaft zur ewigen Anbetung des Allerheiligsten Altar-Sakramentes und zur Unterstützung armer Kirchen:

Marie Gräfin Graevenreuth geb. Freyin von Gise,

I. Präsidentin.

Freifrau von Branca geb. Freyin von Godin,

II. Präsidentin.

Filialbruderschaften-Präsidentinnen:

Augsburg: Frau Maria Nikel.

Bamberg: Fräulein B. Gengler.

Siebstätt: Marie Elise Blum, Oberin des englischen Fräulein-Institutes B. M. G.

Regensburg: Frau Generalin von Marisch.

Speyer: Frau Kreisforstmeister Louise Becker.

Die Wunder Tourdes

unter Mitwirkung hoher Ordensgeistlichen bearbeitet von
Arthur Schott.

Mit Approbation des hochw. bischöf. Ordinariats
Nottensburg.

Ca. 15 reich illustrierte Hefte in Großoktav zu dem billigen
Preise von nur 40 Pfa.

Hefte 1 und 2 dieses höchst interessanten Werkes, dessen Inhalt 3. St. die ganze kathol. Welt bewegt, welches in keiner
Familie fehlen sollte, erschienen soeben.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen.

Süddeutsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart.

Wachskerzen & Wachsstöcke

in bekannt vorzüglicher Qualität zu billigsten Preisen.

Aug. Müller,
Speyer a. Rh.

Das erbaulichste und schönste Geschenk

für **Erstkommunikanten** ist im Verlag der Buchhandlung L. Auer in Donauwörth in vierter, vermehrter Auflage erscheinende

—✠ Weiße Sonntag. ✠—

Leichtverständliche Belehrungen und Gebete zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion für Erstkommunikanten. Von F. E. Ficht, Priester der Erzdiocese Freiburg. Mit bischöflicher Approbation. Preis brosch. 60 S.; Kl. und Gr. in Leinwand geb. 80 S.; in Leinwand mit Goldschnitt M. 2.—; in Leder mit Rothschnitt M. 2.30; in Chagrain mit Goldschnitt M. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien, sowie direkt von der

Verlagsbuchhandlung L. Auer in Donauwörth.

Für christliche Familien besonders zu empfehlen:

Dr. W. Cramer, Weihbischof.

Die christliche Mutter

Der christliche Vater

in der Erziehung und in wie er sein und was er
ihrem Gebete. thun soll.

18. Auflage. 288 Seiten.

5. Auflage. 240 Seiten.

Preis broschirt 50 S., gebunden
in Leinen 75 S.

Preis broschirt 50 S., gebunden
in Leinen 75 Pf.

Verlag von A. Laumann in Dülmen i. W.

Communion-Zettel

(mit Sprüchen und ohne Sprüche)

Kleine Bilder

mit dem

Aufdruck eines Spruches
etc. etc.

empfiehlt billigst die

Jäger'sche Buchdruckerei
in Speyer.

Musterbilder stehen gerne zu Diensten.

Für den Kirchenbau in Erfweiler bei Dahn.

B t S. B. M. 100.

Gebetsmeinung für den Monat März.

(Von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. selbst bestimmt und gesegnet.)
Die Beamtenwelt.

Fruchtmarkt der Stadt Speyer vom 22. Februar.

Fruchtsorten.	Quantität.	Preis für den Centner.					
		Höchster Preis.	Niedrigster Preis.	Mittel-Preis.	Gestiegen.	Gefallen.	
Weizen . . .	0	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Korn . . .	6	7 20	7 20	7 20	—	09	—
Gerste . . .	44	7 80	7 70	7 71	—	—	—
Spelz . . .	00	0 00	0 00	0 00	—	—	—
Hafer . . .	00	0 00	0 00	0 00	—	—	—